

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Achtundzwanzigster Band.

---

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1899.

924.15



3971



# Inhalt.

<p>Abschied . . . . . 514</p> <p>Albert, Michael . . . . . 408</p> <p>Anthropogeographie . . . . . 597</p> <p>Arbeitsstätte, Ernst Haedels . . . 601</p> <p>Ausperrung, die, in Dänemark . . 606</p> <p>Barrett, Elizabeth f. Browning.</p> <p>Beardsley, Aubrey Vincent . . . 42</p> <p>Beschäftigung, die, der Nerven- franken . . . . . 292</p> <p>Bevölkerungsfrage, die, in Frank- reich . . . . . 543</p> <p>Bismarck und Friz Reuter . . . 221</p> <p>Bismarcks Todestag . . . . . 177</p> <p>Bliessenbach . . . . . 384</p> <p>Browning, Robert und Elizabeth Barrett . . . . . 555</p> <p>Chlodwigs Vermächtniß . . . . . 393</p> <p>Dämon, der . . . . . 610</p> <p>Dänemark, f. Ausperrung.</p> <p>Dreyfus . . . . . 481 f. a. Notizbuch 391, 433, 613.</p> <p>Dreyfus-Verein, der . . . . . 521</p> <p>Eisenbahn, der . . . . . 1</p> <p>Empfinden, das, der Mütter . . . 593</p> <p>Ende, das, des Julianus . . . . . 253</p> <p>Erfindung, malerische . . . . . 361</p> <p>Ethik, über . . . . . 574</p> <p>Faust-Ausstellung, eine . . . . . 254</p> <p>Ferienbörsen . . . . . 168</p> <p>Finanzminister, die deutsch . . . 131</p> <p>Frankreich, f. Bevölkerungs- frage.</p> <p>Frauenfrage, f. Rev.</p> <p>Freuden, die, des Berühmtseins . . 18</p> <p>Friedenskonferenz, f. Notiz- buch 311</p>	<p>Fürstenspiegel . . . . . 348</p> <p>Geldbewegung . . . . . 44</p> <p>Geldnoth . . . . . 562</p> <p>Geschichtsauffassung, parodistische . 488</p> <p>Gefegnete, die . . . . . 462</p> <p>Gespräche, drei, über Religion . . 137</p> <p>Gewehr bei Fuß . . . . . 517</p> <p>Gioconda, la . . . . . 378</p> <p>Glückspiele, die öffentlichen . . . 530</p> <p>Glück, sündiges . . . . . 609</p> <p>Goethe . . . . . 359 f. a. Notizbuch 388.</p> <p>Greif, Martin, und Karl du Prel 270</p> <p>Großdeutschland und Oesterreich 401</p> <p>Haedel f. Arbeitsstätte.</p> <p>Hebbel f. Neues.</p> <p>Heim, im neuen . . . . . 82</p> <p>Hochsommer . . . . . 218</p> <p>Hofacht . . . . . 569</p> <p>Hofmann, Ludwig von . . . . . 301</p> <p>Ja und Amen . . . . . 428</p> <p>In memoriam . . . . . 333</p> <p>Intellektuellen, die . . . . . 11</p> <p>Inventur, eine kleine . . . . . 55, 107</p> <p>Iphigenie in Bergen . . . . . 97</p> <p>Italiens Noth . . . . . 374</p> <p>Kaiser, der, im Reichstag . . . . . 49</p> <p>Kaiserbesuch auf dem französischen Schulschiff f. Notizbuch 312.</p> <p>Kaiser-Kanal, der . . . . . 313 f. a. Kanal.</p> <p>Kampf, ein, ums Recht . . . . . 261</p> <p>Kanal f. Sturm. f. a. Kaiser- Kanal. f. a. Notizbuch 431.</p> <p>Katholikenversammlung, die . . . 498</p> <p>Kautsky als Theoretiker . . . . . 278</p>
---	---

Gautsch als Wirtschaftshistoriker	241	Reuter f. Bismarck.	
Gay, Ellen, und die Frauenfrage	318	Ruhm, junger	560
Kirche f. Notizbuch 566.		Ruskin, John, als Sozialreformer	503
Kolfer, der	337	Schmetterling, der	420
Komplikation, die soziale	450	Schnitter, der	360
Komplot, ein?	380	Selbstanzeigen 92, 165, 305, 345,	
Krach, der galizische	171		473, 512
Krank!	214	Semestralbilanz	93
Leo XIII. und sein Nachfolger	329	777	290
Demurien	441	Sinnesindrücke, verwirrte	32
Link, the missing	236	Skizzenbuch eines Planeurs	468
Edwenmaul, das	153	Sozialdemokratie f. Wahlaus-	
Malerische Erfindung, f. Er-		sichten.	
findung.		Sozialreformer f. Ruskin.	
Mehring, Franz f. Gesichts-		Spaniens Armee	297
auffassung.		Stiefelknecht und Goethes „Faust“	129
Messalina	136	Strauß, Richard, und seine Leute	412
Misserand f. Notizbuch 48		Sturm im Kanal	353
Monblanc und Gluth	536	Talmud, der	156
Münster, Graf f. Notizbuch 392.		Thalia in Amerika	342
Nervenkrankte f. Beschäftigung.		Tobesangst	370
Neues von Hebbel	192	Traum, der, vom Totenreich	206
Nießisches Geisteskrankheit	208	Ungarn am Scheidewege	335
Non possumus	475	Velazquez	446
Notizbuch 47, 311, 388, 431, 565,		Volk, das, von Rom	183
613.		Volksschule, die nordamerikanische	88
Oesterreich f. Großdeutschland.		Voltaire und die Komnenen	459
Partei, die redaktionäre	161	Wahlausichten, die, der Sozial-	
Pihar-ke-bogi	478	demokratie	465
Pompeji, ein neues	587	Wiener Gemeindefstatut, das	258
Preß, Karl du f. Greif.		Wohlfähigkeit, neapolitanische	75
Reaktion, die, in Italien	102	Zeitschriften-Verbot auf den Bahn-	
Reize, die, und das Leben	225	höfen f. Notizbuch 438.	
Religion f. Gespräche.		Zionistenkongreß, der, in Basel	422
Religion und Verbrechen	25	Zuchthaus-Jubiläum	134
Romans Briefwechsel	120	Zuchthausvorlage f. Notizbuch 47.	
Rennes, in	265	Zum dreißigsten Juli	182



Berlin, den 1. Juli 1899.

## Der Eisenbahn.

Nach Testament von 1437 hatte Friedrich seine Länder unter seine vier Söhne so getheilt, daß die fränkischen Besitzungen seinem ältesten und seinem dritten Sohn, Johann und Albrecht, zufielen, die Mark aber zunächst ungetheilt auf seinen zweiten Sohn, Friedrich, überging, während dem vierten, ebenfalls Friedrich genannten Sohn ein bedingter Anspruch auf die Altmark und die Priegnitz für die Zeit seiner Großjährigkeit zugesprochen wurde, — ein Anspruch, der indessen, vorübergehende Verhältnisse abgerechnet, eine Bedeutung für die Mark nicht erlangt hat. Friedrich der Zweite war ein in besonderem Sinn friedliebender, doch in vollstem Maß fest entschlossener Charakter. Die geniale Art, mit der der Vater im Mittelpunkt einer durchaus auf das ganze Deutschland gerichteten Politik stand, lag ihm zwar fern; aber durch Abgrenzung der brandenburgischen Länder und namentlich durch feste Begründung der landesherrlichen Macht hat er Bedeutendes geleistet. Die ritterlichen Selbstherrlichkeiten, die der Obrigkeit spotten zu dürfen geglaubt, hatte Friedrich der Erste so völlig zerschlagen, daß sie sich fügen gelernt hatten. Nun galt es, auch die Städte zum Gehorsam zu zwingen, sie zu lehren, daß nicht das selbsteigene Interesse dieser oder jener Stadt auf Kosten der anderen Städte und des platten Landes, sondern das Wohl der gesammten Markgrafschaft das Entscheidende, daß nicht der

Reichthum einzelner Geschlechter, sondern das ‚geruhsame Wohlleben‘ aller Unterthanen das Ziel sei. Denn wenn sich die Städte an Friedrich den Ersten angeschlossen hatten, so waren sie doch weit davon entfernt gewesen, Dies aus Achtung vor der Obrigkeit oder in dem Wunsche, über ihrer eigenen Hoheit eine landesherrliche Gewalt zu schaffen, gethan zu haben. Vielmehr sahen sie in dem neuen Markgrafen nur einen Verbündeten in ihrem Kampf gegen die Quikows, den Adel überhaupt. Denn nach dieser Richtung hin, der ‚Verdrückung und Vertreibung alles Adels‘, war die Politik der Städte im ganzen Deutschland gerichtet; und in erster Linie zählte ja der Landesherr zur Nobilität. Diesen möglichst bei Seite zu schieben, sich unabhängig und auf Kosten des Landes selbst zu einem eigenen kleinen Staatswesen zu machen, bildete fortgesetzt das Ideal der städtischen Politik. Ein Landesstaat aber, der alle Interessen des Landes umfassen sollte, konnte selbstverständlich solche Bildungen, die das Gedeihen des Ganzen schädigten und oft genug wilde Empörungen des gemeinen Mannes gegen den regirenden Rath hervorriefen, nicht dulden. Eine solche Empörung brach nun in den zwar zu einem Gemeinwesen geeinten, aber auf einander eifersüchtigen Städten Berlin und Köln aus. Aber — und Das ist das Bezeichnende — die ‚Biergewerke und die Gemeinde‘ wandten sich an den Kurfürsten um Hilfe gegen den Rath über ‚ungewohnte Beschwerde, die ihr geschehe‘. Also der gemeine Bürger wußte, daß Abhilfe seiner traurigen Lage nur beim Landesherrn zu finden sei. Und so weit war dessen Ansehen auch schon befestigt, daß selbst der Rath, der sonst dem Fürsten jeden Eingriff in die städtische Selbstregirung versagte, die Vermittelung des Fürsten anrief, ‚die Gemeinheit zum Gehorsam gegen den Rath zu zwingen‘. Der Kurfürst vertröstete beide Parteien mit guten Worten bis zu seiner Ankunft und gab, nachdem diese erfolgt war und vielerlei Verhandlungen stattgefunden hatten, den nun wieder getrennten Städten eine ganz neue Verfassung, die bei aller Wahrung kommunaler Selbstständigkeit doch mehrere der staatlichen Hoheitsrechte dem Landesherrn wieder zusicherte. Außerdem mußten die Städte Land hergeben, auf dem der Kurfürst ein Schloß zu bauen anfang, von dem Jeder wußte, daß es den Muthwillen der Bürger brechen und sie im Zaum halten sollte. Aber wie wenig waren doch die Geschlechter in der Stadt gewillt, auf den ersten Wurf ihre trotzigte Selbstherrlichkeit aufzugeben! Ueberall vielmehr, ‚binnen und außer Landes, bei Fürsten, Herren, Mannen und Städten‘, suchten sie Bündnisse gegen den Landesherrn abzuschließen und warfen der fürstlichen Burg gegenüber Befestigungen auf.

Friedrich aber, statt mit Gewalt gegen die Aufständischen einzuschreiten, erbot sich zum Schiedsgericht, forderte, als Berlin Dies ablehnte, die Stadt zu ‚Gleich und Recht‘; ja sogar, als Berlin daraufhin den kurfürstlichen Richter gefangen setzte, die Kanzlei des Kurfürsten stürmte und Diesem selbst die Thore der Stadt sperrte, zögerte Friedrich noch mit gewaltsamen Mitteln und schlug friedliche Verhandlungen durch andere Städte vor. Erst als Berlin auch diese abschlug, glaubte Friedrich, alle friedlichen Mittel erschöpft zu haben, und besetzte einige Stadtdörfer. Und merkwürdig genug: so trotzig Berlin alle Mittel des Friedens von sich gewiesen hatte, so schnell schwand der Muth vor dem Erscheinen des kriegerisch gerüsteten Markgrafen. Denn sobald der Markgraf vor den Thoren der Stadt erschien, gaben die Rathmannen nach und erklärten nun, sich dem Spruch der Stände fügen zu wollen. Selbst jetzt noch wünschte Friedrich nämlich nicht, von seiner Macht Gebrauch zu machen, sondern verlangte den rechtlichen Ausspruch der Stände, ‚damit ein Jeglicher erkennen möge, wie gar gütig, rechtlich und aufrichtig Wir Uns gegen die Unseren in Köln und Berlin gehalten und anders nicht als Recht begehrt und gesprochen haben.‘ Und wenn Friedrich sich mit der Ausweisung der Räubelführer als einziger Strafe des Aufstandes begnügte, der Stadt dagegen die 1442 gegebene Verfassung beließ und nur einige rein landesherrliche Rechte wieder an sich nahm, so erkennt man deutlich die Richtschnur des Kurfürsten. Es handelte sich nur darum, die Uebermacht der Patrizier zu brechen, aber gewiß nicht darum, in das materielle Emporblühen der Städte einzugreifen. Den Städten — denn in Berlin war der selbstherrliche Dünkel aller Städte gebrochen — war im Staat die Stelle angewiesen, in der sie dem ganzen Lande Nutzen und Segen bringen sollten und konnten. Leichtere noch als die Städte wußte Friedrich auch die Bischöfe in den staatlichen Organismus einzugliedern; und in dem Geiste aufrichtiger Frömmigkeit, der Friedrich besetzte, gründete der Kurfürst für den Adel den Schwanenorden, der das Bekenntniß der christlichen Wahrheit durch die That sein und ein Vorbild wahrhaft adeligen Wesens und Lebens abgeben sollte. Wenn später diesem Orden die Stiftung einer Bruderschaft für das Bürgerthum folgte und eine strengere Sonntagsheiligung befohlen wurde, so sieht man, wie Friedrich bemüht war, wieder sittliche Anschauungen in der ganzen Bevölkerung zu wecken. Aber in dem an die Gutsherren gerichteten Verbot der Sonntagsarbeit lag zugleich die Fürsorge für den gemeinen Mann auf dem Lande, der die Arbeit zu verrichten hatte, — eine Fürsorge, die lebhafter noch in der Verordnung uns entgegentritt, daß die Bauern keinen andern

Dienst oder sonst was thun sollten, geben oder verpflichtet seien, anders, als vor Alters gewesen, und daneben mit nichts beschwert werden in keinerlei Weise.' Wie der gemeine Mann in den Städten vor dem Uebermuth der Geschlechter, so wurde auch der Bauer vor Uebergriffen der Gutsherren durch den Kurfürsten geschützt. Kurz: überall im Inneren herrschte die lebendigste Fürsorge, die schärfste Aufmerksamkeit auf Alles, was den Menschen zu irdischem Wohlbefinden und zu einem christlich ernstem Leben hinzuführen geeignet ist. Natürlich bedingte aber das Gedeihen auch möglichste Sicherheit von außen; und nicht nur dem Charakter des Kurfürsten, sondern auch dieser Lage der Sache entsprach es, wenn Friedrich in der auswärtigen Politik vornehmlich den Frieden zu erhalten suchte."

Diese Sätze fand ich in der vom Professor Dr. Ernst Berner verfaßten „Geschichte des preussischen Staates“, deren zweite Auflage vor drei Jahren erschienen ist. Sie zeichnen in knappen, aber charakteristischen Strichen das Bild des nüchternen, klug wägenden und kräftig zupackenden Zollernsprossen, der sein Regenteninteresse sehr gut verstand, das lästerne Langen der ihm widerstrebenden Gewalten brach und durch die Erwerbung der Stadt Kottbus, der Grafschaft Wernigerode und der Neumark seine Hausmacht stattlich mehrte. Herr Berner ist königlich preussischer Hausarchivar und hat den Mann, in dem das bedächtige, schlichte und bescheidene Zollernwesen sich besonders deutlich und anmuthig verkörperte, hat Bismarcks „zuverlässigen, treuen und ritterlichen Herrn“ ganz nach der neuesten Mode Wilhelm den Großen genannt. Der Verdacht, er sei geneigt, einen Hohenzollern allzu gering einzuschätzen, kann diesen Historiker also nicht treffen. Deshalb konnte es nützlich sein, bei ihm Belehrung zu suchen, ehe man das Drama „Der Eisenzahn“ las, für das Herr Josef Kauff, der Major, Intendanturrath und Poet dazu, die Verantwortung trägt. Auch der von der Wiesbadener Intendanz verschickte Festspielführer bringt ja ein paar geschichtliche Daten; aber sie sind willkürlich und kritiklos gewählt und die nett illustrierte Fibel, in der von „einer Apostrophe des Kurfürsten an die sich selbst wiedergefundenen Bürger“ erzählt und ähnliches Stilgestümper geleistet wird, wendet sich weniger an erwachsene Menschen als an den gläubigen Dauphingeschmack. In Berners Darstellung liegen die Dinge einfach; wir sehen eine in der Jugendgeschichte keines Staates seltene Situation: den Versuch eines starken Herrn, Widerstände niederzuzwingen und auf den Trümmern einer Polyarchie die bronzene Souverainetät eines Herrschergeschlechtes zu begründen. Jeder neue Regent, der an seinen Beruf und an seine Beglückerkraft glaubt,

wird zunächst danach trachten, den herrischen Anspruch kleiner Despoten aus dem Wege zu räumen, um für die ungehemmte Bethätigung eigenen Willens die Bahn frei zu machen. In der Mark, die — kaum dünkt es uns heute noch glaublich! — bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein eine Heimstätte politischer Leidenschaft war, rechte sich den neuen Regenten in wildem Widerstreben zuerst das Junkerthum entgegen. Und da Friedrich der Erste den Troß der Ritterfronde zermürbt hatte, war Friedrich dem Anderen, der im Volksmunde der Eiserne oder der Eisenbahn hieß, das Programm vorgeschrieben: er mußte den neu erstandenen Machtfaktor, die Patriziertyrannis in den an Bedeutung wachsenden Städten, wie man jetzt gern sagt, „zerschmettern“ und den Brandenburgern nebst ihren Umwohnern zeigen, daß es im Zollernlande fortan nur eine Gewalt, einen Willen gab, den des als irdische Vorsehung eingesetzten Kurfürsten. Diese Zerschmetterung war nur möglich, wenn der Fürst sich, nach altem caesarischen Vorbild, auf den Demoskratie und der Masse der „gemeinen Bürger“ die ersuchte Befreiung vom Joch der städtischen Zwingherren versprach. Das that der Eiserne, der, wo es nöthig wurde, auch recht geschmeidig sein konnte, — und so kam er ans Ziel und sah, als er Albrecht Achilles die Regierung überlassen hatte, von der Pfaffenburg in ein der kurfürstlichen Gewalt gewonnenes Land.

\*     \*     \*

Ein neuer Raupach hätte diese Staatsaktion sauberlich in Szenen und Akte gegliedert, treffliche pragmatische Maximen nicht gespart, ein Bischen schillernde oder gar förnerische Liebe hineingerührt und eine Puppentragedie für die unreifere Jugend zurechtgezimmert. Herr Lauff wollte mehr und spannte, wie er selbst vielleicht sagen würde, die Sehne des Wunsches straffer. Der Ruhm, ein leidlich wirksames Theaterstück, das sich eine Weile auf dem Brettergerüst hält, geschaffen zu haben, genügt seinem Ehrgeiz nicht; er möchte in seiner Hohenzollern-Tetralogie, deren ersten Theil, den „Burggrafen“, wir schon erduldet haben, den zweifelnden Rotten beweisen, daß die Mark, daß Preußen — und am Ende auch Deutschland — Alles dem nürnbergischen Grafengeschlecht verdankt. Dieser Beweis ist in tönenden Tafelreden, denen Jeder stumm und artig zu lauschen hat, leicht zu führen; schwerer schon in einem kritischer Ansehung ausgelegten Historiendrama, vor dem der Widerspruch nicht, durch höfische Sitte gehemmt oder durch die Furcht

vor hart drohender Strafe verschüchtert, zum Schweigen gezwungen wird. Da kann der letzte Versuch nur gelingen, wenn der Gestalter sich vorher bemüht hat, aus seiner illuminierten Welt das Volk zu verbannen, — die rastlos wimmelnde Masse, die, wie unklug in jedem Augenblick auch ihr Beginnen scheint, schließlich in langer und stiller Arbeit doch die Bedingungen des Denkens und Handelns wirkt, die allein die Möglichkeit einer vorwärts führenden Entwicklung gewähren. Die in solcher heimlichen Arbeit geschmiedete Kette durchbrechen manchmal große Persönlichkeiten, die ganze Völker in das Lebensgesetz ihrer Individualität zwingen. Wer alles Geschehen aber von Auserwählten geplant und vollendet sieht und die Träger dieser geheimnißvollen Teleologie in einer besonders begnadeten und zur Führerschaft geweihten Familie zu erkennen wähnt, Der verirrt sich in das nächtliche, die Vernunft einlullende Dunkel politischer Mystik und verliert in dieser Kinderstubeosphäre den freien Blick für die gemeine Wirklichkeit der Dinge. Dem Schicksal solcher Unmündigen ist Herr Lauff nicht entgangen. Er konnte ihm nicht entgehen; denn seine Absicht war nicht, den Geist einer Zeit lebendig werden zu lassen, sondern, im trüben Spiegel des eigenen Geistes, nach Faustens Hohnwort, das tendenziös verzerrte Bild einer Epoche zu zeigen, wie sie dem begrenzten Verständniß eines in der Furcht des Herrn Erwachsenen heute erscheint.

Der Preußenhistoriker William Pierfon, der kein Umsturzmann, nicht einmal ein lauer Liberaler ist, hat das Verfahren Friedrichs des Zweiten „gewaltiam und widerrechtlich“ genannt und von des Kurfürsten stärkstem Widersacher, dem berliner Bürgermeister Berend Ryke, gesagt, er habe „mit Muth und Thatkraft“ für das städtische Recht gekämpft und sei „in der Fremde durch einen märkischen Edelmann, der sich Hofdank verdienen wollte, ermordet worden“. Vielleicht ist diese Auffassung falsch; vielleicht ist es im goethischen Sinn schlecht und modern, unseren heutigen, individualistisch geprägten Rechtsbegriff bei der Betrachtung so ferner, so junger Kulturen als Maßstab zu benutzen und mit einem aus den Tagen nach Rousseau, Kant und Fhering stammenden Empfinden das Handeln eines Fürsten und eines brandenburgischen Bürgers richten zu wollen, die um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebten und deren enge Vorstellungswelt wir uns jetzt, im Besitz unendlich gemehrter Bildungsmöglichkeiten, kaum noch rekonstruiren können. Kein Staat ruht auf dem reinen Marmor des Rechtes, jeden hat die Gewalt dem freisenden Chaos entbunden; und was der Politiker „Kulturfortschritt“ nennt, ist im Wesentlichen das Bemühen, den Bannkreis

der Gewalt zu verkleinern und den gerechten Anspruch des Einzelnen gegen die unter dem Vorwande des Staatsinteresses geheißte Willkür durch feste Schranken zu schützen. Daß im Jahre 1447 das politische Leben der Mark erst am Anfang dieser Entwicklung stand und daß ein Zollernfürst damals nicht über juristische Zwirnsfäden stolpern wollte: darüber kann heute höchstens noch in Bezirksvereinen Staunen entstehen. So thöricht aber wie der Einfall, Friedrich den Zweiten zu tadeln, weil er ein harter Herr, nicht ein sanfter Hüter bürgerlicher Freiheiten war, — genau so thöricht ist die Verblendung, die in dem Eisenzahn nicht den tüchtigen, klug rechnenden gekrönten Geschäftsmann sieht, sondern den in einsamer Heilands Höhe thronenden Walter des Rechtes und der Bürgerwohlfahrt. Selbst im holdesten Traum dachte der zähe Mann wohl nicht daran, als ein Heilsbringer und Volksbeglucker gefeiert zu werden. Herr Lauff leistet ihm diesen Dienst. Einer der Verkünder seiner „Idee“ — es ist ein Meyger — spricht „mit Wucht“ zu den Bürgern:

„Fragt Euch selbst, was früher Ihr gewesen!  
 Im märkischen Sand ein jammerjelig Volk!  
 Die Luitpoms hier, die Alvensleben dort —  
 Fuchs lag bei Fuchs und Wolf bei Wolf im Lager,  
 Bis Friedrich erst, der Hohenzoller, kam  
 Und kurzer Hand sie aus den Nestern kammte.  
 . . . Dann kam die Großmannsucht,  
 Der Allesfraß, der Nimmerfatt der Städte;  
 Das Kapital, der Geldsack der Geschlechter,  
 Sah Euch im Nacken, bis Ihr Friedrich rief.  
 Er kam — und sah — und dämmte die Gewalt . . .  
 Durch ihn ward uns das Leben erst zum Leben!  
 Er gab uns, was wir brauchten — die Verfassung!“

Und der Kurfürst selbst hat von seinem Werth keine geringere Meinung als der Meyger; denn er herrscht die Berliner an:

„Ihr um mich her — laßt Euren Herzschlag stehn,  
 Den Odem haltet — denn der Kurfürst spricht.“

Er spricht dann, in rasselndem Renommistenton, recht thörichtes Zeug. Der Hörer soll in ihm aber den Heiland der Märkerwelt sehen, den Allmächtigen und Allgütigen, dem die Gnade Gottes mit dem goldenen Reif auch den Glorienschein um die Schläfe schmiegte . . . Und eine Nebrerei, die solche Zumuthungen stellt, so die Geschichte fälscht, das gesunde Selbstgefühl jedes Einzelnen und der ganzen Volkheit so dreist beleidigt, ist in der Scheidestunde des neunzehnten Jahrhunderts auf den geschändeten Schaugerüsten des deutschen

Nordens möglich, wird vom Unwillen und Ekel der empörten Menge nicht niedergezischt, von historischen und ästhetischen Kritikern nicht mit der Fußspitze fortgestoßen? Zwischen dem Weißen Meer und der Adria giebt es kein Land, wo ähnlicher Unfug selbst an dynastischen Feiertagen heute noch eine Stätte fände. Den Ruhm der Duldsamkeit darf den Deutschen der zweiten wilhelminischen Epoche kein anderes Volk streitig machen.

\* \* \*

Gebildete Leser würden ärgerlich dreinblicken, wenn ihnen auf diesen Blättern eine Kritik des neuesten Hohenzollern dramas geboten würde. Herr Lauff ist ein zu jeder ernstern literarischen Thätigkeit untauglicher Dilettant; seine Dichterqualitäten erheben sich nicht um eines Follcs Breite über die eines von Tanten und Basen bewunderten Weinreisenden, der an Jubiläumstagen die Firma und deren jeweiligen Chef, an Volterabenden die Cousinen und deren Freier besingt. Und sogar im Kreis dieser ehrenwerthen Herren würde sich Mancher der Strophe schämen, in die Herr Lauff neulich einen läppischen Grabgruß an Johann Strauß ausklingen ließ:

„Die Muse aber steht in hehrem Schauer  
 Erhobnen Armes vor dem Marmelstein  
 Und weihelt dort in tiefgefühlter Trauer  
 Das schlichte Denkwort ‚Unvergessen‘ ein.  
 Und — wie vom Himmel sehn die lieben Sterne —  
 Mit goldnen Lettern strahlt es in die Ferne.“

In diesem Stil, der unter dem Mittelstande der Kalenderpoesie bleibt, ist das ganze Drama vom Eisenbahn geschrieben. Alle papiernen Blüthen laben den Betrachter; „derselbe“, „unentwegt“, „zielbewußt“: Alles ist da; und an „klirrenden Schritten“, „donnernden“ Reden, „flammenden“ Blicken, „funkelnden“ und „gluthenden“ Augen ist kein Mangel. Es wäre ein allzu billiges Vergnügen, einen Herrn zu verhöhnen, der keine szenische Anweisung niederschreiben kann, ohne sprachlich zu entgleisen, und der seines Kurfürsten Heldengröße dadurch zu steigern glaubt, daß er ihn vor einer wichtigen politischen Entscheidung von einem kleinen Mädchen umstimmen läßt. Auch die „aktuellen Anspielungen“, von denen Zeitungsausschnitte mir in die Festungszelle Kunde brachten, reizen meine neugierige Freude an Räthsellösungen nicht. Ob dem Bürgermeister Nyke der Bürgermeister Kirchner ähnlich sein

und ob in der Gestalt eines versoffenen und schuftigen Stadtschreibers, wie ich las, „eine poetische Antempelung Gardens“ zu wittern sein soll: Das ist für den Werth des Werkes gleichgiltig. Im Buch heißt der berliner Stadtschreiber Nickel, auf dem wiesbadener Theaterzettel hieß er Maximilian; das Lafaiengemüth, das diesen riesigen Witz erfann, mag stolz darauf sein. Doch Max oder Nickel: der Kerl ist ein schmiereriger Hintertreppendemagoge, der dem liberalen Bürgerklängel schmeichelt und den Kurfürsten beschimpft. Die Anklage, ich schmeichelte städtischen Machthabern und führte die Sache der berliner Bourgeoisie, hat auf der langen Liste angeblich von mir begangener Schandthaten bisher gefehlt. Aber ich bin wegen Majestätsbeleidigung eingesperrt; also doch eine Aehnlichkeit. Da mich aber der auch als guter Monarchist nicht unbekannte Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck einst einlud, mit ihm die Flasche Steinberger Kabinet zu trinken, die ihm der Kaiser zur Stärkung geschickt hatte, und da er diese gütliche Einladung mit dem Wort motivirte: „Weil Sie es eben so gut wie ich mit dem Kaiser meinen,“ brauchte ich für mein Empfinden wohl nicht mehr das Attest von Hospoeten und Hofgefinde. Herrn Lauff mag es schmerzlich sein, daß seine Freunde ihm die feige Verleumdung eines Gefangenen zutrauen, — eine Handlung also, die in der englischen Rechtsgeschichte unter dem Namen Jeffreys als ein kaum zu überbietendes Dubsstück verzeichnet ist. Ich halte einen Mann, der den Rock eines preußischen Offiziers tragen und mit dem Deutschen Kaiser persönlich verkehren darf, für unfähig, auf so bübische Art seine Rache an einem unbequemen Kritiker zu kühlen, und ich habe die ekle Arbeit, das Eifenzahngeschwür aufzustecken, nur übernommen, weil, so weit ich zu sehen vermag, kein Anderer sie mit der nöthigen Rücksichtslosigkeit that und weil es mir Publizistenpflicht schien, auf die politische Bedeutung solchen Dilettantenerdreistens hinzuweisen. Wenn die Schmach nicht über die Schwelle des eigenen Hauses dränge, dürfte man allenfalls schweigen und abwarten, was die Schwaben und Franken, die Sachsen und Bayern zu dieser gereimten Preußenteleologie sagen werden. Da eine gar nicht schamhaft geübte Reklamekunst aber auch die Blicke der Fremden auf die lauffische Poesieperiode gelenkt hat und im Auslande darob die Meinung entstanden ist, Deutschland sei in gefirniste Barbarei zurückgesunken und die großen germanischen Geister seien, nach Vassalles bitterem Wort, wie ein in wolkige Höhen entschwindender Kranichschwarm über die Häupter der Lebenden hingezogen, darf solcher Wahn nicht ohne schroffsten Widerspruch bleiben.

Die Franzosen, Russen und Briten frohlocken zu früh. Für den deutschen Geistesstand beweisen die Vauffereien nicht das Allergeringste. Kein Erwachsener hält sie für poetisch oder historisch werthvoll, Keiner läßt sie auch nur als Massennahrung, als *biblia pauperum*, gelten. Sie liefern den Vorwand zur Entfaltung eines Kostümprunkes, an dessen bunter Bildlichkeit in politisch unfruchtbarer Zeit selbst der ernstere Sinn sich in müßiger Abendstunde erfreut; während aber die Schneiderleistung bestaunt wird, werden über den als Thyräus der Mark verummumten Rheinländer die schöndesten Wige gerissen. Der Deutsche ist, trotzdem er in Luther und Bismarck die ähnlichste Prägung seiner Wesensart bewundert wissen will, langmüthig und, sobald nur Handel und Wandel gedeiht, politisch leidenschaftlos. Ob er aber nicht gut daran thäte, den höhniisch das Eisenzahnzeitalter begrinsenden Fremden zu zeigen, daß er den Unterschied zwischen einer modernen Monarchie und einer Kleinkinderbewahranstalt kennt, daß die Vorstellungen begnadeter Hofbühnen auf die Weltanschauung eines würdigen Volkes keinen zwingenden Zauber üben und daß der märkische Mutterboden des Preußenruhmes auch heute noch aufrechte Männer von unbiegsamem Willen trägt?



## Die Intellektuellen.

Die heftigen Kämpfe, die seit zwanzig Monaten Frankreich durchtoben, haben eine Bezeichnung in Umlauf gebracht, die von der einen Seite mit Wuth oder Hohn accentuirt, von der anderen mit stolzem Muth in Anspruch genommen worden ist und vorübergehend als trennende Unterscheidung zweier Parteilager gedient hat. In gewissen Perioden werden bestimmte Worte zum Feldgeschrei: Jeder nimmt sie für seine persönliche Meinung in Anspruch und so drücken solche Worte schließlich nur eine unbestimmte Mischung aus, die, von fern gesehen, allerdings als Einheitliches erscheinen mag. So sind alle politischen Namen entstanden. Was bedeutet heute „radikal“, „liberal“ oder „konservativ“? Unter jeder dieser Etiquetten werden zwanzig oder dreißig verschiedene Meinungen feilgeboten und der Politiker gewöhnlichen Schlags richtet sich meistens nur nach dem Aushängeschild. Die politische Terminologie wimmelt, wenn man sie wörtlich nehmen wollte, von Absurditäten. „Les intellectuels“: Das ist die Bezeichnung, die ich meine. Seit sie in die öffentliche Diskussion geschleubert wurde, hat sie ihren ursprünglichen Sinn so sehr eingebüßt, daß heute jeder unwissende kleine Zeitungsschreiber glaubt, es genüge, daß man Einen zu den „intellectuels“ wirft, um selbst Männer von anerkannter Tüchtigkeit zu brandmarken. Da dürfte es doch nützlich sein, der Sache näher zu treten und zu untersuchen, wer in Frankreich eigentlich ein „intellectuel“ heißt und wer das Recht hat, sich so zu nennen. Kennzeichnet das Wort eine erbärmliche Gesinnung oder ist es ein Ruhmestitel? Die Leute, die in Volksversammlungen am Lebhaftesten peroriren, pflegen stumm zu werden, sobald man von ihnen Definitionen oder Begründungen ihrer fertigen Phrasen verlangt. Ich selbst zähle mich zu den „Intellektuellen“; und da glaube ich, nachdem wir unter diesem geheimnißvollen Epitheton angegriffen worden sind und uns vertheidigen mußten — meistens, ohne daß recht zu verstehen war, weshalb —, Einiges zur Aufklärung beitragen zu können.

Leider ist der Ausdruck höchst unpräzis. Wörtlich bedeutet er: „Leute, die sich mit geistigen Dingen befassen“. Damit ist natürlich nichts gesagt. Also wird eine Paraphrase nöthig sein: „Leute, die durch Neigung und natürlichen Beruf sich auf die Dinge des Geistes verstehen, die ihr Studium daraus gemacht haben und sich mehr als Andere mit Wissenschaft und Literatur abgeben.“ Wie Vielerei in dem einen Wort! Doch es sei. Die Formel mag gelten. Kann es da nun wirklich etwas Löblicheres geben? Wie in aller Welt, fragt man sich, mögen diese Eigenschaften, die den hervorragenden Bürger kennzeichnen, einen schimpflichen Charakter angenommen haben? Der Grund ist alt, ewig, er besteht, so lange es Gesellschaften giebt: er ist die Abneigung des großen Hausens gegenüber der geistigen Auslese. Die gebildete

Minderheit erregt die Antipathie und Eifersucht der Mehrheit, die weniger gebildet ist, diese Minderheit setzt ihre geistige Bedeutung der Kraft der größeren Zahl entgegen und die größere Zahl fühlt sich durch die Ueberlegenheit der Minorität gedemüthigt und gereizt. Nie haben Majoritäten die Geschichte bestimmt; ihre Autorität ist stets ephemer gewesen. Die Mehrheit der Dummen braucht Führer, die der intelligenten Minderheit entstammen, — und aus diesem Bedürfniß erwächst dumpfer Neid und Haß. In einem monarchisch regirten Lande mit festem historischen Gefüge und mit hierarchischen Klassen und Kasten fügt sich die Majorität wohl den alten Vorrechten, der bevorzugten Stellung des Adels und dem Beamtenstande. In einem demokratischen Lande dagegen, in dem prinzipiell alle Bürger gleich sind, sträubt sich die Mehrheit, von falschem Gleichheitsstolze beherrscht, überhaupt leicht, die höhere Bedeutung eines Mitbürgers zuzugeben. Ein witziger Kopf sagte einmal, er würde nie begreifen, daß Laine und sein Portier den selben Einfluß auf die Geschicke des Landes haben sollten, nur, weil sie Beide über je eine Wahlstimme verfügen. Sicherlich liegt in dem allgemeinen gleichen Wahlrecht ein seltsames Mißverhältniß, das nur allzu geeignet ist, die Ideen der Arbeiterbevölkerung zu verwirren. Und das Bürgerthum begreift zwar sehr wohl die Verdienste der Intelligenz und des Talentes, setzt ihnen aber in plumper Eifersucht die Verdienste des Geldes entgegen. Der herrschsüchtige Bourgeois ist der geborene Feind alles unabhängigen Fortschritts. Er versteht sich vom Intellektuellen, vom Künstler und vom Philosophen nur einer Gefahr oder einer Ironie. Eine neue Kunst, eine neue Wissenschaft, ein neues soziales Programm bedeuten sehr selten einen Rückschritt. Wer sich vom Zwange des bloßen Gelderwerbes frei gemacht hat, ist überall dem Geiste der Befreiung und der gewissenhaften Erforschung der Wahrheit geneigt: das werdende zieht ihn stärker an als das Gewordene. Darum sieht der Bourgeois in jedem Künstler oder Philosophen, der sich von den geltenden Ideen entfernt, sofort seinen Feind. Der Misoneidismus der Mittelklassen ist so heftig, daß sie beinahe in jeder Neuerung — auch in der Literatur — ein Uebel sehen, und daraus erklärt sich die Verbissenheit, mit der das Durchschnittspublikum ein neues Buch oder ein Theaterstück angreift, das an der bestehenden Ordnung rüttelt. Wie vieler Aufsehen erregender Dramen und Romane über die Grundgebreden der Ehe bedurfte es, um diesem Publikum eine gewisse Rücksicht gegenüber den geschiedenen Frauen abzurufen, — noch ganz abgesehen von seiner beinahe unausrottbaren Verachtung der Frau, die in freier Vereinigung mit dem Manne ihrer Wahl häufig höher steht als die tadellos verheirathete bürgerliche Egoistin. Und ist es schon in den großen Städten schwer, Vorurtheile zu durchbrechen: wie schwer ist es nun erst auf dem Lande! Handelt es sich gar um Angriffe auf die herrschende Geldmoral und die konventionelle Heuchelei der Gesellschaft, so

erhebt sich das Philisterrpublikum wie ein Mann, als gälte es, die heiligsten Güter der Menschheit zu vertheidigen. Selbst der Gelehrte bleibt von solchen Entrüstungstürmen nicht unberührt, es sei denn, daß er sich darauf beschränkt, brauchbare industrielle Erfindungen zu liefern. Renan, Pasteur und Claude Bernard haben Das an sich zur Genüge erfahren.

Wenn in einer Ausstellung die Menge sich über ein Bild entrüstet, daß ihr nicht gefällt, weil sie es nicht versteht, so fehlt nicht viel daß sie die Leinwand zerfetzt und den Maler beschimpft. Und je größer die Unwissenheit ist, desto größer die Empörung des Durchschnittspublikums Allem gegenüber, was seinen Denk- und Geschmacksgewohnheiten entgegentritt. Das war immer so. Ich möchte aber zum besseren Verständniß der neuesten Erscheinungen speziell die französische Geschichte etwas zurücksblättern.

Die Republik ist Bourgeois-Republik, — nicht nur, weil sie auf konstitutionellem Wege aus der großen Revolution hervorgegangen ist, die, zwar vom Volk für das Volk gemacht, doch sogleich den Bourgeois, den politischen Intriganten und dem Imperialismus in die Hände fiel. Louis Philippe, Cavaignac, als er den Siegern der Februarstage den Preis ihrer Anstrengungen entwand, Napoleon der Dritte und Thiers, als er die Kommune niederschlug, haben das Werk der Bourgeoisie fortgesetzt und vollendet. Auch der Opportunismus blieb diesen Traditionen treu. Das Ideal aller einander folgenden Regierungen seit 1875 ist stets rein bürgerlich gewesen und selbst die Radikalen sind nie über halbe Maßregeln und eine Art Schauelpolitik hinausgekommen. Uebrigens war ihre Herrschaft immer nur von kurzer Dauer, denn sie sind in der Kammer nicht beliebt und ihre besten Wortführer haben stets vorgezogen, die Anderen zu kritisiren, statt ministerielle Verantwortlichkeiten zu übernehmen. Die ganze Tendenz der Republik geht auf die Beruhigung und Unterstützung von Handel und Wandel, einen dauerhaften bewaffneten Frieden und eine anständige geistige Mittelmäßigkeit. Der bürgerliche Liberalismus hat sich mehr und mehr eingelebt und die Antipathien, auf die der Sozialismus stößt, stammen nicht so sehr aus einem bewußten Abscheu vor seinen Theorien wie aus der Unfähigkeit dieses politisch indifferent gewordenen Publikums, sich überhaupt mit neuen schwierigen Fragen abzugeben.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Kunst und mit der Literatur. Die Wagneroper ist Gegenstand heftiger Angriffe gewesen, und zwar auch von einer Seite, die den eigentlich musikalischen Fragen fern stand. Die Protestkundgebungen bei den ersten Aufführungen des „Lohengrin“ und des „Tannhäuser“ richteten sich vor Allem gegen den germanischen Ursprung des Autors. Die Sabale gegen den „Tannhäuser“ war von Republikanern in Szene gesetzt worden, die sich Wagner von der Prinzessin Witternich und dem Kaiser nicht aufdrängen lassen wollten. Und auch der zweite Tann-

häuserstandal unter der Republik ging vom politischen Banauferthum aus. Wagner hatte Frankreich geschmäht: darum mußte der Wagnerianer ein schlechter Patriot heißen. Heute, da die „Walküre“ und die „Meistersinger“ in der Großen Oper Triumphe gefeiert haben und man „Tristan und Isolde“ für den nächsten Winter ankündigt, heute, da Richard Strauß, Rottl und Richter in den großen Konzerten rauschenden Beifall ernten und das Publikum sich an jedem Sonntag die beliebtesten Stellen aus dem Ring des Nibelungen wiederholen läßt, kann man Das allerdings kaum noch begreifen.

Die symbolistische Aesthetik ist bis auf die Ideen Hegels, Schellings und Fichtes zurückzuführen. Villiers de l'Isle-Adam hatte bereits bei Hegel die Grundlagen einer metaphysisch-allegorischen Literatur zu finden geglaubt und Stephane Mallarmé nahm die Gedanken Hegels auf, führte sie fort und formulirte die Verschmelzung der Kunst mit dem philosophischen Deismus und mit wagnerischen Ideen über die Allegorie und den Mythos. Die englische Seeschule, Coleridge und Tennyson beeinflussten ihn. Auch von Schopenhauer nahm der Symbolismus Einiges an. Diese fremden Einflüsse dienten der üblichen Kritik aber nur als Vorwand, um ihre Furcht vor jeder Neuerung zu drapieren, und erst seit kurzer Zeit wird Schopenhauer ohne Vorurtheil und Antipathie gelesen. Jahrzehnte hindurch schleppten sich die selben Irrthümer und leichtfertigen Verurtheilungen des großen Autors „Der Welt als Wille und Vorstellung“ durch alle Zeitungsblätter.

Und wie steht es um Ibsen? Die Offenbarungen seiner Dramen begegneten anfangs der heftigsten Opposition. Denn er revolutionirte nicht nur die Technik der Bühne und überraschte durch die Vermischung von Symbol und Wirklichkeit, sondern stellte die in den jüngeren Dumas verliebte Bourgeoisie vor eine Reihe von schrecklichen sozialen Problemen, vor eine stolze aristokratisch-anarchistische Moral, ganz geschaffen, die Mittelklasse zu entrüsten. Ibsen erschien der Bourgeoisie in Frankreich — wie in allen anderen Ländern — als ein fürchterlicher Zerstörer, der fürchterlichste neben Nietzsche. War er der geistigen Elite durch seine literarische Schönheit, seine großartige Moral und den individualistischen Charakter seiner Tendenzen theuer geworden, so überboten die geschäftigen Herolde der bürgerlichen Heuchelei einander, ihn in der gehässigsten Weise zu verleunden und zum Propheten der Anarchie zu stempeln. Die Schriftsteller sollten solidarisch für den Internationalismus und die Propaganda der That verantwortlich sein; und als es dazu kam, daß „Intellektuelle“ von literarischem Ruf neben einfachen Arbeitern in politischen Prozessen auf der Anklagebank erschienen, hielt der Spießbürger seinen Wahn für erwiesene Wirklichkeit. Der Haß der Bourgeoisie gegen Wagner, gegen den Symbolismus, gegen Schopenhauer, kurz gegen Alles, was ihm neu war und was er nicht verstand, konzentrirte sich endlich auf die kühnen Wort-

führer des theoretischen Anarchismus. Und dabei bekümmerten sich die Wenigsten von Denen, die deshalb gehaft wurden, um praktische Politik. Wenn sie zu anarchistischen Ideen hinneigten, so geschah Das in nothwendiger Ergänzung ihrer Abneigungen gegen die gedankenlose Ueberlieferung in der Kunst und die trügen Borurtheile der Moral. Als Staatsbürger und Wähler verhielten sie sich vollständig ruhig. Der Boulangismus war ihnen von Anfang an verdächtig; was in seinen ersten Tagen den Einen oder Anderen anzog, war höchstens sein Antagonismus gegen das parlamentarische Unwesen und das Programm einer Verfassungsänderung. Alle verständigen Leute in Frankreich halten eine Neugestaltung des bürgerlichen Rechtes und eine Revision der Verfassung von 1875 für geboten. Doch nur zu bald wurde es klar, daß hinter dem großen Bersprechungen nur ein kleiner persönlicher Ehrgeiz lauerte. Einige junge Schriftsteller schlossen sich Boulanger an, um Karriere zu machen, so Maurice Barrès; als Boulanger aber zu den Reaktionsären abschwenkte, hatte er sofort die liberalen Kreise der Universität und die Schriftstellerwelt gegen sich, die zwar den Parlamentarismus haßte, nicht weniger aber von der Freiheit und hohlen Dünkelhaftigkeit dieses angeblichen Staats- und Gesellschaftstretters angewidert war. Auch die Panamastandale boten den „Intellektuellen“ keine Veranlassung, sich dem politischen Missen mehr zu nähern. Im Gegentheil: jetzt wurde offenkundig, was man schon lange gefühlt hatte, nämlich, daß für die wirkliche Tüchtigkeit kein Platz mehr im Parlament sei. Man begriff, daß und warum die lebendigen Kräfte, die wirklichen Triebkräfte und Intelligenzen des Landes, sich nicht in den gesetzgebenden Versammlungen repräsentiert finden konnten, und eine allgemeine Gleichgiltigkeit war der Niederschlag der endlosen parlamentarischen Possenszenen ohne Humor. Man begriff, daß der individuellen Initiative die neue Rolle eines sozialen Agens zugefallen und daß es ganz gleichgiltig sei, was diese Fraktionen thäten, die sich in die Staatslenkung theilten und deren Getöse und Abstimmungen im Grunde doch nur dazu dienten, den einen oder anderen Parteiminister am Ruder zu erhalten. Ein eigenthümlicher Geisteszustand lagerte sich über Frankreich, den man „l'apolitique“ nannte: ein Mißbehagen, ja ein Ekel vor aller Politik. Die „Intellektuellen“ zogen sich von aller öffentlichen Thätigkeit zurück, um ein Jeder nur seinem Werke zu leben, und sogar der Anarchismus nahm ein Ende oder hörte doch wenigstens auf, öffentlich Anhänger zu werden. Alles schien einzuschlafen. Aber Das war doch nur scheinbar. Die Saat der Unabhängigkeit war inzwischen aufgegangen; und als man sich daran gewöhnte, eigentlich nur noch Mittelmäßigkeiten in die Kammer zu senden, aus der selbst die Beredsamkeit geflohen war, namentlich, seit Clémenceau und Jaurès nicht wiedergewählt worden waren, mußte man die wahre Volksvertretung im Lande selbst suchen, also bei den „Intellektuellen“ aller Berufe, den

Künstlern, den Schriftstellern, den Universitätslehrern, den Soziologen. Freilich: sie besaßen sich vorläufig ganz und gar nicht, in den Lauf der Dinge einzugreifen. Und Das war nicht ohne Gefahr, denn der Künstler, der in die Einsamkeit seiner Träume flüchtet, der Denker, der darauf verzichtet, an den öffentlichen Angelegenheiten theilzunehmen, mag dadurch vornehmer und edler erscheinen: er verletzt doch seine wahre Pflicht. Die Politik duldet nicht, daß man aus Mißbehagen an der Menge den Kampfplatz räumt; denn sofort rückt die Mittelmäßigkeit nach und bemächtigt sich der ledigen Gewalt. Eine große Krisis schien nötig, um diesen Liebelstand zu beseitigen und die geistige Elite ihrem unfruchtbaren Szeptizismus und ihren egoistischen Kunstliebhabereien zu entreißen.

Sie trat ein, als das Schicksal vor zwanzig Monaten der Lethargie ein Ende machte und die ganze Nation zwang, ihre Schuldigkeit zu thun. Sie verjagte die „Apolitik“ und rüttelte alle schlummernden Geister auf. Ihr Gegenstand war nur ein Vorwand. In Wirklichkeit ist Das, was sich in Frankreich seit zwanzig Monaten abspielt, der Kampf gegen bourgeoise Heuchelei und verknöcherten Konservatismus, der Kampf des Geistes, der Wahrheit, der sozialen Forschung und des Fortschrittes mit der Lüge, den Kastenvorurtheilen und der Unfähigkeit auf gegenseitige Versicherung, kurz: der Kampf der „Intellektuellen“ gegen die Majorität. Als sie die stille Werkstätte der Arbeit verließen, als sie sich regten und die öffentliche Bühne wieder betraten, um sich unter die Menge zu mischen und ihre Bürgerpflicht zu üben, kam eine Bestürzung über ihre Gegner, die sich schnell bis zur Wuth steigerte. Alle alten Beschuldigungen tauchten von Neuem auf. Der Ausdruck „Intellektuelle“ faßte alle Unabhängigen zusammen, die die bedauerliche Gerichtsaffaire zum Ausgangspunkt nahmen, um gegen alle alten Vorurtheile, die konventionelle Moral und die rückschlägigen Anschauungen Sturm zu laufen: bald gab es kein soziales Problem mehr, das nicht seinen Platz in der „Affaire“ gefunden, und Niemand, der nicht Partei ergriffen hätte.

Wer gehörte nun also eigentlich zu den „Intellektuellen“? Man rangirte darunter die Symbolisten, die Ibsenisten, die theoretischen Anarchisten, die Wagnerianer, die Sozialisten, die zu Jaurès halten, die Kunstliebhaber, die Männer der Wissenschaft, alle Freunde moderner Geistesrichtung und alle Neuerer: fast die ganze Universität, einen großen Theil der Akademiker, die Schüler Pasteurs, berühmte Schriftsteller, wie Zola und Anatole France. Die während des Prozesses gegen Zola im Februar 1898 in der „Aurore“ veröffentlichten Protestlisten enthielten die Namen aller Ibsenisten, Impressionisten, Wagnerianer und Anarchisten von ehemals. Der „Intellektuelle“ ist der Freund der neuen Bücher, der Feind alles ideo Formelwesens, das die Entwicklung hemmt; er bekämpft die stagnirende Trägheit und ist Kritiker und Reformers. Deshalb sieht die Bourgeoisie in ihm ihren geschworenen Feind und daher der gegen die „Intellektuellen“ entfesselte Sturm. Alle Verständniß-

losigkeit der schlechten Presse, aller Groll der Kunststrüpel gegen die Kenner der Kunst, aller Meid der Mittelmäßigkeit auf die Wenigen, die zu hoch über ihr stehen, und die sie zwar begeistern, aber nicht begreifen kann, alle kleinen Ressentiments, die der geistigen Ueberlegenheit, dem feineren Geschmack und der vornehmeren Lebensführung überall entgegentreten, vereinigten sich in dieser Krisis wie in einem Brennpunkt. Als man erlebte, daß Männer wie Zola, Anatole France, Duclaux, Richet, Claude Monet, Paul Meyer, Gavet, Lavisse in die Arena der politischen Kämpfe niedersiegen, kannte das Loben der nationalistischen und reaktionären Blätter keine Grenzen mehr und kein Minister hielt es für nöthig, die Zierden der pariser Universität vor den wüsten Angriffen dieser Presse zu schützen. Durch eine sonderbare Ironie des Schicksals sahen sich diese Mitglieder der „Koolo des chartes“, der Akademie und des Institutes mit den selben Invektiven überschüttet wie früher die Dekadenten, die Symbolisten und die Anarchisten, mit denen sie in dieser Frage, die ganz neue Gruppierungen in Frankreich schuf, allerdings einer Meinung waren. Dadurch trat eine unerwartete und folgenreiche Wendung ein. Als die Krisis den gefährlichen Geist der „Apolitik“ bannte, führte sie Männer der verschiedensten Lebenslagen unter eine gemeinsame Fahne zusammen und lehrte sie, einander verstehen und schätzen. Sicherlich war ein Mann wie Duclaux in seinem Laboratorium des Institut Pasteur sich bis dahin nicht bewußt geworden, daß er mit Jaurès oder gar mit dem Anarchisten Faure einige Berührungspunkte habe. Sicherlich hatte man bis dahin auch nicht für möglich gehalten, daß Anatole France, der feine Skeptiker, der zierliche Plauderer der Salons, eines Tages zum unerbittlichen Ankläger der Reaktion und der provinziellen Heuchelei werden und einen radikalen Anarchismus verkünden würde, der jedem Bombenwerfer Ehre machen könnte. Eine Annäherung aller intelligenten, geistig freien Menschen vollzog sich unwillkürlich und unbewußt, — eine Verbrüderung Aller, die entschlossen waren, die gesellschaftlichen Zustände ohne färbende Gläser zu betrachten. Nie hätte man gehofft, die einzelnen Persönlichkeiten so aus ihrem Rahmen herauszutreten und mit einander Fühlung nehmen zu sehen; sie schufen eine neue Partei: die Partei Aller, die nach Wissen und Gewissen die heutige Gesellschaft verurtheilen und jede Forderung erheben, die ihren Gebrechen Heilung heischt, die Partei der Feinde alles Dessen, was unverständlich und klein ist, Ultraiisten, Begeisterte, nach Gerechtigkeit Dürstende!

Nach Hauberts Worten ist der Bourgeois: „Celui qui penso bassement“; dann wäre der „Intellektuelle“: „Der, der edel denkt“. Sicherlich werden Duclaux und der Anarchist Faure nicht in allen Punkten einer Meinung sein, eben so wenig France und ein beliebiger „Genosse“; aber Alle verbindet ein gemeinsamer Glaube an bestimmte moralische Werthe. Und Das ist ein Phänomen, das ~~in Frankreich~~ lange nicht gesehen worden war.

Das Proletariat hat begriffen, daß der Schriftsteller, der Gelehrte, der Maler in diesem denkwürdigen Ringen kein Klasseninteresse vertritt und daß es ein gemeinsames Kampffeld giebt. Das wird auch der bleibende Nutzen der stürmischen Krisis sein. Der heutige Parlamentarismus steht am Ende seiner Tage. Eine neue Form der inneren Politik bricht sich in Frankreich Bahn: die freie Verathung der Bürger außerhalb des Parlamentes. Sie ist durch den Offenen Brief Zolas, der seinen Prozeß veranlaßte, eingeweiht worden. Dieser Brief eines Bürgers, der sich direkt an die Nation wandte, war ein wahrhaft revolutionärer Akt, der erste Akt der Revolution, in deren Anfängen wir heute stehen. In diesem Sinn wird der Brief für alle Zeiten ein entscheidendes Dokument unserer politischen Geschichte bleiben.

Die „Intellektuellen“ werden sich jetzt, da sie vereinigt sind, nicht wieder trennen, bevor es ihnen gelungen ist der französischen Demokratie endgiltig eine neue Form zu geben. Das wollen wir schwören wie die im Jahr 1789 im Ballhaus versammelten Abgeordneten. Es giebt heute in Frankreich eine geistige konstituierende Versammlung; sie wird ihr Werk thun wie die alte Konstituante, trotz Klerikalismus, Reaktion und diktatorischen Gelüsten. Und vielleicht wird die dreimal gefälschte Revolution jetzt endlich durchgeführt werden, wenn das Volk zusammen mit den Elitegeistern seinen Weg sucht.

Marseille, im Juni 1899.

Camille Maucclair.



## Die Freuden des Berühmtseins.

**U**nter meinen zahlreichen Bekannten ist auch ein junger Mann, ein sonst ganz prächtiger, gescheiter Mensch, der aber die Schwäche hat, berühmt sein zu wollen. Seit manchem Jahr arbeitete er an der Erreichung dieses Zieles mit Kopf, Händen und Füßen. Er dichtete, er malte, er meißelte, er geigte; und da die schönen Künste sehr spröde waren, versuchte er es auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege und stieg aufs Zweirad. Damit kam er nun allerdings rasch vorwärts, so rasch, daß er daran dachte, als Distanzfahrer in die Ruhmeshalle zu gelangen. Nun wollte es aber das Ungemach, daß auch Andere auf dem Rade sehr rasch vorwärts kamen, Manche sogar ein klein Bißchen rascher als er; und da schon einmal Alles fuhr, so ließ er auch die Hoffnung fahren.

Nachdem er in den verschiedensten Richtungen zum Ruhme galoppirt war, kam er wieder zum Ausgangspunkt zurück, bei dem so viele gute Leute berühmt werden: zur Kunst. Er hatte bemerkt, daß junge Maler, die widerliche Gegenstände sehr häßlich malten, noch am Ehesten Aufsehen erregten, daß über ihre

Malereien viel geschrieben und gesprochen wurde, daß Kunstkritiker darüber sogar Vorlesungen hielten und ob der Bilder ein Streit entstand, der chronisch wurde und also eine permanente Reklame abgab. Mein junger Freund malte also häßliche Bilder. Aber auch damit hatte er kein Glück; so sehr er sich auch anstrenzte, einen recht abscheulichen Stoff zu finden, ihn recht unmöglich zu stilisieren, mit recht garstigen Farben stümperhaft zu malen: es gelang nicht. Der Mann hatte zu viel gelernt und einen guten Geschmack kann man so wenig auf Ja und Nein abschütteln wie einen Schlechten. Die Malereien wurden nicht häßlich, nicht unappetitlich genug, — oder es war Etwas von jener klassischen Häßlichkeit an ihm, die in ihrer Art schön ist. Kein Dahn trübte also nach seinen Bildern und er selbst wollte nicht die Henne sein, die laut gackert, wenn das Ei gelegt ist.

Nun fiel ihm neuerdings die Dichtkunst ein. Der Pegasus hat Flügel: mit dem muß es doch noch am Leichtesten aufwärts gehen. Auch braucht man dazu nur Papier, Feder und Tinte, — nach Einiger Meinung allerdings auch Talent. Daß er Talent besaß, hatte sich schon beim Fahrrad erwiesen; warum soll ein intelligenter Mensch, der radeln kann, nicht auch dichten können? Es kam wohl auch hier wieder auf einen recht aparten Stoff an. Ob er gefiel oder nicht, ob er künstlerisch behandelt war oder nicht: wenn er nur packte! Wenn er dem guten Geschmack ins Gesicht schlug, — um so besser: dann schreit man, es erhebt sich eine kritische Balgerei, das Publikum horcht auf, der Mann wird genannt, er macht Schule . . . und der Ruhm ist da.

Weil es aber mein Bekannter nicht so weit brachte, weil es immer nichts war, so viel er auch Schlechtes, Anstößiges und Väppisches schrieb, so fragte er einst brieflich bei einem weltberühmten Künstler an, wie er es doch machen müsse, um berühmt zu werden. Er erzählte mir nach vollbrachter That.

„Rein Lieber,“ sagte ich ihm, „Das hättest Du Dir auch ersparen können. Wenn der Mann überhaupt antwortet, was zwar nicht wahrscheinlich ist, so hast Du Dich auf eine große Nase gefaßt zu machen. Entweder der Meister kanzelt Dich ab wegen Deiner kindischen Eitelkeit, der es nicht darum zu thun ist, etwas Tüchtiges zu leisten, sondern nur darum, berühmt zu werden, oder er frozzelt Dich zum Verkriechen neun Meilen tief in die Erde hinein. Wenn gerade seine satirische Ader geschwollen ist, dann läßt er sich den Prügelnungen nicht entgehen, schon zum Meiß der anderen Ruhmesdurftigen, die auf allen Gassen, in allen Schulen, Amtsstuben und Kaffeehäusern dugendweise herumlaufen und herumfischen!“

Nach wenigen Tagen langte der Brief mit der deutschen Reichsmarke an. Zu meiner Verwunderung war der Meister weder grob noch spöttisch; er nahm den Fall in jenem ruhigen Ernst auf wie etwa ein Arzt, dem der eingebildete Kranke ein schweres Leiden klagt. „Weh muß es ja doch thun, sonst würde er nicht klagen. Und dann ist schon eine wirkliche Krankheit.“ Vielleicht auch war es dem berühmten Manne darum zu thun, über die beneideten Genüsse des Ruhmes einmal sein Herz auszuleeren.

Ich vermochte meinen Freund zu bestimmen, daß er den Abdruck des Briefes in der „Zukunft“ gestattete, — unter der Bedingung natürlich, daß die Namen des Absenders und des Empfängers ungenannt blieben.

Und hier steht der freimüthige Brief jenes erfahrenen Mannes über die Freuden des Ruhmes:

„Mein lieber Herr!

Ihre Zuschrift ist künstlerisch und ethisch keinen Bündling werth, aber mir ist sie sympathisch, ihrer Offenheit wegen. Andere meinen es bloß, Sie sagen es. Ob da was Rechtes geleistet wird, Das ist Papp. Hauptsache ist der Vortheil, ist der Ruhm. Nun, dem Vortheile ließe sich noch eher ein entschuldigendes Wort sprechen; der Ruhm aber ist ein Rujon. Der heßt Sie, wie ein Jagdhund den Hirschen, der bringt Sie um alle Lebenspoesie, der frißt Ihnen Ihr eigenes Herz aus dem Leibe. Sie meinen wohl, ihn trotzdem mit Vergnügen erdulden zu wollen, den bösen Ruhm. Ich kenne Sie nicht. Sind Sie ein hohler Mensch, dann stopfen Sie den Kerl immerhin mit den unterschiedlichen Früchten des Ruhmes aus. Sind Sie eine Persönlichkeit, dann werfen Sie den Ruhm zum Teufel, wohin er gehört, und gehen Ihrer Wege.

Mich nennen Sie berühmt. Meinethwegen! Popularität schließt die Kalamität nicht mehr völlig ein, die mir zuseht. Obßhon der Ruhm eigentlich erst nach dem Tode beginnen soll. Der echte Ruhm hat zwei Kränze: mit dem Dornenkranz schmückt er die Stirn des ringenden Erdensohnes, mit dem Lorbeerkranz krönt er den Totenschädel. Aber der Ruhm, den Sie suchen und den ich hiermit meine, ist ein anderer. Mir ist er ein großes Bündel Ungemach geworden und ich kann nicht sagen, daß ich ihn verschuldet habe. Ich habe ihn nicht gesucht, nicht genährt, nicht einmal erwartet. Als er sacht kam, war er sehr süß, Das gestehe ich. Als er da war in seiner ganzen Dicks und Lücke, — nun, da sah ich eben, daß er ein Rujon ist.

Werden Sie berühmt, mein Herr! Wie und wodurch, Das ist gleichgiltig; werden Sie bloß einmal berühmt. Dann sprechen wir weiter. Sie sagen, daß ich auf diesem Fleck gleich weitersprechen soll? Aber Sie verstehen mich ja nicht! Sie meinen, dem Satten sei es sehr leicht, von Entfagung zu predigen. Na, Sie wollen nicht entfagen; und so mögen Sie wissen, wie der Tag eines berühmten Mannes aussieht. Von Genüssen und Ehren erfüllt, in der That! Setzen wir den Fall, Sie seien ein berühmter Schriftsteller. Das wird Ihnen ja recht sein, denn man braucht nichts als Papier, Feder und Tinte und noch Etwas dazu, nämlich Streufand. Gottlob, dann hätten wirs beisammen. Ihre Bücher werden vieltausendfach gelesen, bewundert haben und drüben. Es vergeht keine Stunde bei Tag und Nacht, da nicht irgendwo in der Welt Ihr Name ausgesprochen wird. Dieses Bewußtsein macht Sie selig; und mit Recht. Vielleicht sagt Ihnen auch Ihr Inneres, Sie hätten doch etwas wahrhaft Gutes geschaffen, damit die halbe Menschheit erfreut, Viele beglückt. Das Gefühl ist himmlisch, ich sage es Ihnen. Aber dabei bleibts nicht. Der Ruhm ist kein Vergeltter, kein Friedengeber, er hat keine Liebe, keinen Takt, er ist ein zudringlicher Rujon.

Sie haben einen schweren Kopf noch von gestern Abend. Sie möchten gern noch schlafen, aber vor Ihrem Fenster bringen Ihnen angeheiterte Studenten, die vom Kaffeehause kommen, ein klingendes Morgenständchen. Zu bedanken brauchen Sie sich nicht; man setzt ja eigentlich gar nicht voraus, daß Sie schon zu Hause sind. Dingenen wird noch an diesem Vormittag die verschleierte Dame kommen, die vor ein paar Tagen das Manuscript brachte, das mit dem rothen Bande, eine siebenaktige Tragodie, glaube ich; sie will darüber Ihre maßgebende Meinung hören und Ihnen fährt es durch den Kopf: das Drama ist noch gar nicht gelesen! Noch sind Sie mit der Toilette nicht fertig und schon trägt die

Magd einen Rosenstrauch herein, den ein Dienstmann gebracht hat: „Von einer durchreisenden Verehrerin.“ Sie legen das Bouquet zu den gestrigen, schon welkenden Blumenspenden und denken: Das ist zu nett von der Dame, daß sie durchgereist ist. . . Der Briefträger bringt die erste Post; er vermag sie kaum in einer Hand zu halten und etliche Zeitungen und Briefschaften gleiten auf den Boden. Sie schieben einstweilen mit der Stiefelspitze die Sachen seitlings und wollen einmal sehen, was es giebt. Journale, mit Rothstift angestrichen. Ihr neuestes Buch wird besprochen — glänzend! „Es ist ein literarisches Ereigniß, so oft ein Werk von unserem genialen K. erscheint!“ In einem der Briefe werden Sie gebeten, Ihr Bild mit biographischen Daten gütigst zu schicken für ein illustriertes Unternehmen, „das sich mit einer eingehenden Würdigung des berühmtesten Zeitgenossen selbst ehren will“. Dann kommen zwei Autographensammlerinnen, von denen eine auf der Adresse Ihren Namen falsch schreibt, die andere über „Ihren Roman Karfunkel maßlos entzückt ist“, während Sie diesen Roman gar nicht geschrieben haben. Ein dritter Brief bittet ebenfalls, den Absender mit „Ihrem werthen Namenszuge unendlich glücklich zu machen“, da in seiner Sammlung gerade noch eine Lücke sei. Ferner finden Sie unter Kreuzband, von einem guten Freunde zugesandt, eine Kritik Ihrer Person und literarischen Thätigkeit, die in dem Gedanken gipfelt, daß Sie und Ihre schriftstellerischen Produkte mit der Literatur nichts zu thun haben, daß Ihre Popularität nur durch ein freches Cliqueunwesen künstlich aufgeblasen worden ist, ein Modegöze mit thönernen Füßen u. s. w. Solche Sachen — sage ich Ihnen — lesen manchmal auch Ihre Verehrer nicht ungern; gönnen Sie den Leuten, die des Lebens ohnehin so selten froh werden, doch einmal, ein Wenig schadenfroh sein zu können! . . Sie erhalten auch die Aushängebogen eines Buches, das Sie durchlesen sollen, denn der Verfasser will es Ihnen widmen, als „dem unübertrefflichen Meister und großen Vorbilde in Ehrfurcht und Dankbarkeit“. Sie erinnern sich bei dieser Nummer, daß schon lange ein Packet mit Korrekturbogen bei Ihnen liegt, die Sie ebenfalls durchlesen sollten, weil der junge Verfasser Sie ersucht hatte, zu seinem Werke eine Vorrede zu schreiben, damit das Buch unter der Regide eines so illustren Namens leichter seinen Weg mache.

Noch sind Sie mit der Morgenpost nicht fertig, als sich schon die verschleierte Dame melden läßt. „Tausendmal“, sagen Sie, „meine Verehrteste, muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich noch nicht Zeit fand, Ihr Drama zu lesen. Wähte übrigens auch kaum, wie Ihnen zu dienen wäre, denn, obgleich ich an der Vortrefflichkeit Ihres Opus nicht einen Augenblick zweifle, ist doch weder bei einer Bühne noch bei einem Verleger je noch Etwas anzubringen“, — und so weiter. Die Dame ist konsternirt. Sie hätte gemeint, einer Dame gegenüber dürfte doch wohl auch der berühmte Mann einige Rücksicht beobachten, nachdem ihre Poesien überall die freundlichste Aufnahme gefunden hätten.

Es würde nicht so leicht gewesen sein, die „Kollegin“ auf gute Weise hinauszukomplimentiren, wenn nicht ein paar Vereinsdiener schon an der Thür ständen, die Beiträge einzulassiren haben. Denn alle Wohlthätigkeit- und Geselligkeitsvereine des ganzen Landes reihen sich um die Ehre, den berühmten Literaten in ihren Listen zu haben. Kaum sind Die mit ihrer Beute draußen, da giebt ein dritter Diener die Einladung zum Souper beim Baron N. ab, wo sich auch fürstliche Persönlichkeiten einfinden werden, die den Wunsch ausgesprochen haben,

den weltberühmten Verfasser des So und So kennen zu lernen. Das Knopfloch Ihres Stropajirten Fracks ist nicht einen Augenblick sicher.

Im Vorzimmer wartet schon seit einer halben Stunde ein Herr, der bitten läßt, seine Aufwartung machen zu dürfen. Er ist sehr höflich und bescheiden, sein schwarzer Rock ist fast zu einbringlich gebürstet worden, hier und da zeigt sich schon ein Bißchen das Fadenwerk. Seine Atmosphäre riecht nach Spirituosen; Optimisten mögen denken, er pugte sich damit aus den Kleibern die Fettflecke. Es ist ein Kollege auf der Reise, der sich momentan in großer Verlegenheit befindet; an wen er sich denn wenden solle als an den edlen Menschenfreund u. s. w.

Mittlerweile sagt die Magd den Postboten mit den Paketen und zu unterschreibenden Empfangs Scheinen an. Ein Kistchen aus der Schweiz mit extrafeinem Emmenthaler Käse. Eine Schachtel aus Nürnberg mit Lebkuchen; die Zollrechnung ist zwar wesentlich höher, als wenn Sie Käse und Kuchen bei dem nächsten Delikatessenhändler gekauft hätten, doch bitten die Spender inständigst, der Verehrung für den großen Dichter durch die kleinen Gaben Ausdruck verleihen zu dürfen. Dann die Pakete mit den Albums, Stammbüchern, Jägern, Städtbüchern, wo Sie entweder Ihre Photographie hineinstecken oder Ihren Namenszug einschreiben sollen. Eine Dame aus Ostpreußen oder aus Holland schickt Ihnen sinnig ein paar selbstgestickte Pantoffeln, wofür sie sich ein Exemplar Ihres neuen Buches mit eigenhändiger Widmung erbittet. Die täglich gespendeten Bücher aus allen Zonen werden für Sie nachgerade zu einer Kalamität, denn alle Kästen, Kisten und Schränke sind vollgeproppft, alle Tische und Ständer mit Büchern überladen, daß sie ächzen. Die arme Magd weiß schon nimmer, wie sie den angesichteten Staub aus den Zimmern bringen soll, und auf dem Schreibtisch haben Ihre Ellbogen kaum mehr Platz: überall Bücher, Briefkästen, unaufgeschnittene Zeitungen und Zeitschriften in Stößen. Eingemauert sind Sie von Büchern, Brochuren und Schriften und haben keine Lust zum Lesen. Sie sitzen ins Freie. Da geht das Grüßen an. Ueberall werden Sie von Bekannten angesprochen, mit Komplimenten überschüttet und die Fremden umlauern Ihre Schritte und Tritte, Ihre Bewegungen, fangen jede Bemerkung auf, die Sie harmlos dem Erstbesten fallen lassen, deuteln sie, kritteln sie, tragen sie weiter und machen das alltägliche Wort zu einer Staatsaktion. Nicht hundert Schritte können Sie unbehelligt spaziren gehen. Die Leute tragen X.-Hüte, X. Kravatten, Spazierstöcke, Busennadeln mit Ihrem Bilde. Man gründet X.-Gesellschaften zur Verbreitung Ihrer Prinzipien, man errichtet X. Museen mit Aufstapelung von allerlei Plunder, der sich irgendwie auf Sie bezieht. Es giebt Postkarten mit Ihrem Portrait, die Ihnen täglich in Haufen zugesandt werden, damit Sie Ihren Namen draufschreiben sollen. Es giebt Backwerk, Bonbons, Chokolade auf Ihren Namen u. s. w. Jeder Geschäftsmann benutz Ihren Namen, wo und wie er kann, zur eigenen Reklame, während Ihre Gegner die Meinung verbreiten, das Alles sei von Ihnen selbst angestiftet.

Derlei hören Sie draußen und man beglückwünscht Sie überlaut. Ungewidert kehren Sie in Ihre Wohnung zurück. Dort erwartet Sie Besuch. Zwei Herren in weißer Kravatte und Blacéhandschuhen bitten Sie, den Vorsitz bei einem zu gründenden Club zu übernehmen; man brauche eine „Autorität“. Diesen Herren folgen fast auf dem Fuß zwei Damen in Seidentoben; sie haben ein

unendlich großes Anliegen: sie wünschen einen Festprolog zur Eröffnung eines Wohlthätigkeitsbazar. „Ihr Name wird ziehen“.

Endlich wollen Sie sich zum ruhigen Mittagstisch setzen, da trippelt fast „unangelopft“ ein jovialer Graf zur Thür herein, packt Sie ohne Weiteres am Arm und ruft: „Aber Doktor, Sie werden doch heute das Diner bei uns nehmen! Es erscheint die Gesellschaft. Und vorher eine kleine Spazifahrt!“, „Bester Graf“, rufen Sie aus, „heute geht es schlechterdings nicht, ich muß am Nachmittag den Maler zum Portrait sitzen.“ „Meine Damen werden untröstlich sein. Wir hatten auf einen Speech von Ihnen gerechnet.“

Sie hätten besser gehen, zum Grafen zu gehen und Sekt zu trinken, als beim Maler zwei Stunden lang auf einem Stuhl zu sitzen, unbeweglich, wie angeschraubt. „Den Kopf etwas mehr rechts, noch ein Wischen, so! Ein klein Wenig höher. Ich danke. Wollen Sie mich ansehen! Ist es Ihnen unangenehm, mir ins Gesicht zu blicken? Sehr hübsch! Bitte: etwas freundlicher. Gut. Wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, den Mund zu schließen. Schön! Vortrefflich. Wir wollen den Franzosen ein charakteristisches Bild unseres genialsten Romanciers schicken. Darf ich ersuchen, ein klein Wenig mehr aufrecht zu sitzen? Ist gut. Thut Ihnen das Licht im Auge weh? Wollen Sie gefälligst einmal an etwas Ihnen recht Liebes denken! Was sagen Sie zur neuen Primadonna? Bitte unterthänigst, den Mund zu schließen. So. Ausgezeichnet!“ Und während dieser fortwährenden Zusprüche pinselft er auf der Leinwand herum, heute so, morgen so, mehrere Wochen so. Das Bild ist für die pariser Weltausstellung bestimmt. . . . Aehnliche Sitzungen bei einem Bildhauer, der Sie modellirt. Der packt sie von hinten und vorn, macht ein mächtiges Zeushaupt mit schweren Locken und langem, nacktem Halse, ganz klassischen Stils. Dann will er auch die Hände formen, die so viel Schönes schon geschrieben haben. Die werden gegossen. Er begiebt die Hand mit milchigem Gips, bestreicht sie dick mit Gips, — und als der hart wird, haben Sie einen wuchtigen Handschuh an, mit dem Sie mancherlei Leute einmal noch Belieben ohrfeien möchten. Der dienstfertige Friseur schwärmt nicht für Zeuslocken; er weiß für die abgeschnittenen Haarsträhnen bessere Verwendung. Hinter Ihrem Rücken vergiebt er sie an enthusiastische Verehrerinnen gegen generöse Trinkgelber.

Als Sie aus dem Atelier heimkehren, erwartet Sie an der Thür Ihrer Wohnung ein geschmeidiges Herrchen mit schwarzem Haar und überredbarer Zunge. Das bittet um Gehör auf zehn Minuten in einer sehr wichtigen Sache. Es handelt sich um eine Rundfrage über die Abschaffung der Todesstrafe und da dürfte der Ausspruch eines so illustren Geistes nicht fehlen. Sie antworten ihm barsch, Sie seien für die Abschaffung der Todesstrafe; nur die Zuterwiever müsse man erbarmungslos hängen. Der Mann lächelt wie zu einem guten Wiß, läßt sich aber nicht abweisen; bis sie ihm irgend einen Brocken Meinung über die schwebende Frage hingeworfen haben.

Vielleicht noch an dem selben Abend müssen Sie zu einem Bankett, das Ihnen zu Ehren veranstaltet wird. Ein Jubiläum. Irgend Etwas wird doch gerade fünfundschwanzig oder zwanzig oder zehn oder fünf Jahre her sein. Man feiert Sie mit Reden und Trinksprüchen, mit Gedichten, die am nächsten Morgen mitfammt dem Menu in den Blättern stehen, — zur höchsten Selbstbefriedigung Aller, die dabei waren und zum Aerger Anderer, die nicht geladen wurden.

Das, meine lieben Ruhmburstigen, ist ein Tag. Der nächste macht sich ähnlich, — und so fort. Nur, daß die Post statt der Schmeichelfbriefe einmal Bettelbriefe bringt, statt der Einladungen zu Festessen einmal Trauungs-, Geburt- und Todesanzeigen Ihnen ganz unbekannter Leute. Natürlich müssen Sie Alles beantworten, sonst werden die Sender ungehalten. Rühm- und Dankbriefe, denen die Adresse des Aufgebers fehlt, sind eine Seltenheit; und daß Sie täglich fünfzig Adressen beantworten, bestätigen, bedanken, begatulliren oder kondoliren sollen, daran denken Ihre ‚Berehrer‘ nicht.

Blos eine Gattung von Brieffschreibern verzichtet aufrichtig auf eine Antwort: die Gattung der anonymen. Nur sind anonyme Briefe meist nicht darauf berechnet, den Ruhm des berühmten Mannes zu erhöhen; doch können Sie sich auf ihre Aufrichtigkeit verlassen.

Endlich ist Ihnen die Sache unerträglich und Sie flüchten aufs Land. Das nützt Ihnen aber nichts. Auf dem Lande gehts ja gemüthlicher zu; man lauert Sie auf Ihren Spaziergängen ab und schließt sich Ihnen an; man guckt Ihnen zu den Fenstern hinein, man bringt Ihnen Ständchen, man legt zu Ihrem verstockten Lieblingsplätzchen schöne Wege an und leitet die Schaaren der Sommerfrischler dahin. Sie haben niemals Ruhe. Sie haben nirgends Ruhe. Sie werden grob: Das nützt nichts, Das findet man nur genial und interessant. Endlich stehen Sie fast auf dem Punkt, Ihre persönliche Freiheit mit blanken Fäusten zu erklämpfen. Sie flüchten tiefer in die Landeinsamkeiten. Bei den Holzern und Kohlenbrennern, wo man Sie dorb fragt, wer Sie denn eigentlich seien, daß Sie so in der Einsicht umherstrichen, atmen Sie erst auf.

Nachdem ich nun eine Anzahl von Beispielen, die erstbesten, von den Freuden des Ruhmes mit großem Fleiß zusammengestellt habe, höre ich Sie, mein lieber ruhbustiger Mensch, sagen: diese Beispiele seien ja nichts weniger als abschreckend, vielmehr äußerst angenehm, eine Reihe von köstlichen Dingen. Für eine Weile, Das gebe ich zu, macht es Spaß. Endlich aber, wenn man sich hingiebt, verliert man sich darin und alles innerliche Leben verflüchtigt in Neugierlichkeiten. Und wer sich nicht hingeben will, Der hat Tag für Tag den Kampf mit diesen Kalamitäten des Ruhmes zu führen, Der muß einen Theil seiner Widerstandskraft ausbrauchen, um die Persönlichkeit zu bewahren und der eillen, neugierigen Menge nicht zum Opfer zu fallen. So sehr die wahren, innigen Verehrer, die taktvollen und anspruchlosen, glücklich machen, so heftig widert das Treiben der Anderen an — glauben Sie mir. Die Eitelkeit erstreckt sich noch etliche Jahrzehen nach dem Tode des Berühmten, bis das Denkmal gesetzt ist; dann hört das Interesse für den Berühmten auf und er gehört der Vergangenheit — oder besser: der Vergessenheit — an. Trachten Sie, lieber Freund, nicht, ein berühmter Mann, sondern, ein bedeutender Mensch zu werden. Es ist ein Unterschied. Berühmte Menschen sind nicht immer bedeutend und bedeutende Menschen sehr oft nicht berühmt. Mit diesem Werks empfiehlt sich der Ihnen Ergebene.\*

Also Das hat der berühmte Mann meinem Freund geschrieben. Ob es wirklich so schlimm ist mit der Berühmtheit? Ich weiß es nicht.

Graz.

Peter Hofegger.



## Religion und Verbrechen.

Eine neue Strömung der Gesamtpsychologie geht, wenn auch nicht durch die ganze Menschheit, die im Frohdienst der Erwerbsarbeit leucht, so doch durch diejenigen sozialen Klassen, die man als leitende zu bezeichnen pflegt. Sie führt zu einem Antagonismus zwischen Wissenschaft und Religion, der sich den von Draper so meisterhaft dargestellten und analysirten Konflikten anreicht. Noch hat sie das praktische Gebiet des sozialen Lebens nicht ergriffen; aber sie ist nah daran, die Grenzen der theoretischen Kontrovertirung zu überschreiten.

Die Vertreter der Wissenschaft, Spencer, Wallace, Huxley, Richet, Berthelot, Morfelli und Andere, haben mit offenem Visir gekämpft; dagegen sind die Angriffe, die angeblich zu Gunsten der Religion gegen die Wissenschaft gerichtet wurden, von Politikern ausgegangen, die mit einer mehr als zweifelhaften wissenschaftlichen Kompetenz wirklich nur sehr bescheidene religiöse Gefühle verbanden. Einige haben versucht, die öffentliche Meinung zu überrumpeln, so in Frankreich Eugène Spuller, dessen „esprit nouveau“ im Gegentheil ein sehr alter Geist ist, der sich gern verjüngen möchte, und in Italien Crispi, der in Neapel ausrief: „Mit Gott, für König und Vaterland!“ Als diese Versuche mißlangen, änderten die Politiker ihre Taktik. Salisbury sprach öffentlich gegen den Darwinismus und Balfour schrieb sein Buch: „Ueber die Grundlagen des Glaubens“.

Das zwar nicht ausgesprochene, aber leicht erkennbare Ziel dieses Feldzuges, der der Religion ihr verlorenes oder erschüttertes Prestige wiedergeben soll, bietet im Grunde nur eine Täuschung dar. Denn den leitenden Klassen gilt der religiöse Glaube allerdings zum Theil um seiner selbst willen, zum Theil aber auch als ein vorzügliches Betäubungs- und Einschläferungsmittel für die unterdrückten Klassen. Gibt es kein himmlisches Paradies mehr, so sind die Menschen natürlich hienieden um so schwerer zufrieden zu stellen.

Es scheint unnütz, diese Fraktifizirung des „Gott-Gendarmen“ im Dienste einer sozialen Klasse zu beklagen. Jede Vermehrung der natürlichen Einsichten muß dem Glauben an das Uebernatürliche weiteren Abbruch thun und die großen Kollektivbewegungen des menschlichen Geistes werden unerbittlich von den Bedingungen der sozialen Oekonomie bestimmt.

Aber es giebt eine Behauptung, die unter verschiedenen Formen stets als Hauptargument zur Unterstützung der Religion gegen die Wissenschaft wiederkehrt: Das ist der Einfluß, den man den religiösen Ansichten auf die Sittlichkeit der Individuen und der Gesellschaft zuschreibt. Freilich versteht man häufig unter „Volksmoral“ im Grunde nur ein resignirtes Weiter-schleppen des Jahrhunderterte alten Joches. Ich sehe aber von der interessanten

Frage hier ab, was besser ist: diese Sklavenmoral oder ein freieres Gefühl für menschliche Würde und Gleichheit.

Vielmehr beschränke ich mich darauf, hier zu untersuchen, ob die inneren Beziehungen zur Religion wirklich bestimmend für das moralische Verhalten in einem gegebenen sozialen Milieu oder ob sie nur eine nebensächliche Begleiterscheinung sind.

Das moralische Verhalten ist die praktische und gegenseitige Ausgleichung der egoistischen Lebensbedingungen mit den Lebensbedingungen der Anderen und umfaßt verschiedene Kategorien individueller Handlungen; jeder von ihnen entspricht eine besondere soziale Reaktion, die als Sanktion der öffentlichen Meinung, des Civilgesetzes und des Strafgesetzes zum Ausdruck kommt.

Um das psycho-soziologische Problem in seiner ganzen Ausdehnung zu erfassen, müßte man also den Einfluß der religiösen Ansichten nicht nur auf die Kriminalität, sondern auf die ganze soziale Moralität prüfen; denn Wandler, der nie einen Artikel des Strafgesetzbuches verlegt hat, ist zweifellos unmoralischer und schädlicher als der verurtheilte Delinquent. Aber die Moralität läßt sich in dieser Ausdehnung schwer abgrenzen. Deshalb will ich die kriminelle Verfehlung als objektives Merkmal festhalten und selbst da noch eine Einschränkung vornehmen.

Die Kriminalität, auch abgesehen von den politischen Verbrechen, umfaßt die verschiedensten Handlungen, sowohl in Bezug auf ihren moralischen Werth als auf ihre sozialen Folgen: von der leichtsinnigen Beleidigung durch Worte bis zur kaltblütigen Vernichtung eines Menschenlebens, vom Holzfrevler in der Noth des Winters bis zum frechen Straßeneraub des Brigantaggio, von den naiven Kniffen des geschäftslustigen Verkäufers bis zum verwickeltesten und kolossalsten Betrug des gewerbmäßigen Gauners. Um die Strahlen der wissenschaftlichen Beobachtung möglichst zu konzentriren, beschränke ich mich daher auf die Erfahrungen über das Gegengewicht des religiösen Gefühls gegen die unmenschlichste Handlung, die es gibt, den überlegten Mord.

Wenn die Religion wirklich die ihr zugeschriebene Kraft der Moralisierung besäße, so müßte man *e contrario* durchschnittlich bei den Verbrechern Irreligiosität und bei den unbestraften Leuten entwickelte religiöse Gefühle finden. Die oberflächliche tägliche Erfahrung lehrt das Gegentheil. Unter Gottesleugnern wie unter Gläubigen giebt es ehrliche Leute und Schufte.

Dagegen scheint für den moralisirenden Einfluß der Religion zu sprechen, daß in unserem Jahrhundert, in dem Maße, wie die religiösen Gefühle wissenschaftlichen Kenntnissen Platz machten, auch in fast allen civilisirten Ländern eine starke Vermehrung der Kriminalität sichtbar geworden ist. Aber diese Vermehrung ist weder in allen Ländern noch für alle Formen des Verbrechens gleich oder beständig. Es giebt fortgeschrittene Länder, in

denen das religiöse Gefühl schwächer geworden ist, während sich die wissenschaftlichen Kenntnisse mit großer Schnelligkeit vermehrt haben, und doch nimmt die Kriminalität dort nicht zu. Ein solches Land ist England. Und selbst in den Ländern, in denen — wie ich in meiner *Sociologia Criminalis* dargelegt habe — die Gesamtsumme der Verurtheilungen sich in den letzten fünfzig Jahren verdreifacht und vervierfacht hat, haben sich die schwereren Fälle verringert oder doch nicht stärker vermehrt, als die Bevölkerung zugenommen hat, während die weniger schweren in starker und schneller Zunahme begriffen sind. Selbstverständlich wiegen aber hundert Morde weniger im Jahr tausend Beleidigungen oder einfache Diebstähle reichlich auf.

Das Verbrechen als gleichzeitig biologische und soziale Erscheinung folgt der Entwicklung individueller und sozialer Bedingungen. Eine Hungersnoth steigert die Ziffer der Diebstähle und ein außergewöhnliches Wüthen der Rebhau die Ziffer der Körperverletzungen. Was der Tortur und der Todesstrafe nicht gelang: die Beseitigung des Seeraubers, Das ist der Einführung der Dampfschiffahrt gelungen. Bis in die antisozialen Formen hinein haben die Fortschritte unserer Civilisation in großem Umfang an die Stelle der ursprünglichen rohen Gewalt die List mit allen ihren Verfeinerungen treten lassen . . .

Ich komme auf meinen Ausgangspunkt zurück. Wenn die Religion wirklich ein antagonistischer Faktor der Immoralität und des Verbrechens wäre, so müßte man, wenn man ein Gefängniß besucht und die Gefangenen beobachtet, eine wahre Akademie des Atheismus und der Feindseligkeit gegen die Religion kennen lernen. Dem ist nicht so. Als ich mein Werk „Der Mörder in der Kriminal-Anthropologie“ (Turin 1895) schrieb, studirte ich mehr als siebenhundert Gefangene und verglich mit ihnen dreihundert Geisteskranke und siebenhundert normale Individuen. Und was ergab die Vergleichung? Die Experimentalmethode bestätigte die Analogieschlüsse der Vulgärpsychologie durchaus nicht. Als ich im Jahre 1879, damals noch Student der Rechte, an der Sorbonne die berühmten Vorlesungen des Professors Caro über Moralphilosophie besuchte, hörte ich ihn pathetisch ausrufen: „Der Verbrecher leugnet das Verbrechen, aber er leugnet die Strafe nicht.“ Allerdings dürfte es schwer sein, die Strafe zu leugnen, wenn man Zuchthausgefangener ist oder auf dem Schaffot steht; aber oft geben sich Verbrecher auch gar keine Mühe, ihr Verbrechen zu verbergen oder zu leugnen. In wahrhaft typischem Leichtsinne, ohne die geringste Reue stellen sie die Beweise und Spuren ihrer Thäterschaft förmlich aus, verbreiten selbst die Kunde ihrer Unthat und erzählen vor und nach der Ausführung von ihren Plänen. Daß die Angeklagten im Prozeß leugnen, so lange sie hoffen können, dadurch der Verurtheilung zu entgehen, ist natürlich etwas Anderes. Von siebenhundert Gefangenen, die

ich gefragt habe, gestanden mir nur vierhundertundachtzig die Verbrechen ein, wegen deren sie verurtheilt worden waren. Eine andere automorphe Täuschung, die der Psychologie der normalen Seele entstammt, ist die oft gehörte Behauptung, daß die schwersten Verbrecher „jedes menschlichen Gefühls baar sein müßten.“ Ich habe im Gegentheil gefunden, daß — abgesehen von ihrer totalen oder partiellen kongenitalen oder erworbenen moralischen Unempfindlichkeit — die Mörder häufig ego-altruistische oder sogar altruistische Gefühle haben. Das bestätigt nur die Regel, daß die Wahrheit fast nie wahrscheinlich ist, — eine Regel, die, nebenbei gesagt, den misoneistischen Widerstand gegen jede neue Thatsache und die häufigen Irrthümer der Justiz erklärt.

Für das Vorhandensein religiöser Gefühle sprechen die religiösen Symbole in den Tätowirungen der Verbrecher. Bei 102 Tätowirten hat Lombroso solche Symbole 31 Mal und Lacassagne bei 378 deren 26 gefunden, ich selbst habe 26 bei 71 Tätowirten unter den von mir beobachteten 700 Gefangenen gesehen. Ein anderes indirektes Symptom ist der Glaube an gewisse Praktiken oder Gegenstände, der allerdings dem Fetischismus der Wilden gleicht. Casper erzählt, daß zu seiner Zeit die deutschen Mörder sich vor den gerichtlichen Nachforschungen geschützt glaubten, wenn sie sich am Orte des Verbrechens gewaschen hatten; in Italien glauben sie das Selbe, wenn sie den Finger in das Blut ihres Opfers tauchen und ablecken können. Die Banditen pflegen Heiligenbilder zu tragen und ich habe im Bagno von Pesaro gesehen, daß viele Gefangene sie mit aufrichtiger Inbrunst anbeteten und küßten.

In der Nähe von Velletri griff eine Schaar von Wegelagerern einen Postwagen an und plünderte die Reisenden. Ein Priester, der zu der Reisegesellschaft gehörte, wurde in die Berge geschleppt, aber mit der größten Ehrfurcht behandelt und entlassen, nachdem er die Amulette und Waffen der Bande gesegnet hatte. Mein Schüler und Freund Scipio Sighele besitzt das dem Briganten Biagini abgenommene Portemonnaie. Es enthielt zwei Fürbitten, die der Mörder jeden Abend andächtig hersagte.

Und nicht abergläubisches Wesen nur, sondern auch wirkliche Kirchlichkeit ist unter den Verbrechern häufiger, als man glauben sollte; auch ist sie nicht immer Heuchelei, bestimmt, den Verdacht abzulenken oder Arglose zu täuschen. Von den zahlreichen Beispielen, die mir zur Verfügung stehen, will ich nur Berzeni, den Frauenmörder, nennen, der häufig die Kirche besuchte und einer sehr religiösen Familie angehörte. Die berühmte Marquise von Brinvilliers war bigott und der Bandit La Gala ging regelmäßig zur Beichte. Delacollonge, ein Priester, der seine Geliebte erdroffelte, benutzte den letzten Augenblick, um ihr die Absolution in articulo mortis zu ertheilen, und das Selbe berichtet Feuerbach von dem Priester Franz Saleius Riembauer.

Kennan erzählt in seinem Buch über Sibirien, daß, als die Kolonne

der wegen gemeiner Verbrechen Verurtheilten, fünf bis sechs Kilometer von Tomsk entfernt, an einer kleinen Kapelle vorüberzog, zwei Drittel der Sträflinge das Bild Christi andächtig grüßten und das Zeichen des Kreuzes schlugen. Ein russischer Bauer, sagt er, mag ein Räuber oder ein Mörder sein: nie wird er vergessen, seine Gebete herzusagen. Dostojewskij, dessen „Memoiren aus einem Totenhaus“ an Schilderungen Dantes gemahnen, sagt das Selbe. Dr. Marro, der fünfhundert Verbrecher studirt hat, erklärt, er habe bei ihnen religiöse Gesinnungen und Andachtübungen in ganz dem selben Verhältniß wie bei den anständigen Leuten ihrer sozialen Schicht wahrgenommen. Lombroso, Laurent, Torre, Aurella, Havelock Ellis, Mac Donald und Andere stimmen mit ihm überein. Eine ganz eigenthümliche Rolle spielt das religiöse Gefühl auch theils als Ermuthigung zum Verbrechen, theils als Hoffnung auf Vergebung. Ein junger Mann, der seinen Vater mit Stockschlägen tötete, verehrte eine Madonna des Hasses. „Und sicherlich“, so gestand er bei der Verhandlung, „hat sie meine Hand geführt; denn gleich beim ersten Schlag stürzte mein Vater zu Boden.“ Im Jahre 1882, in dem bekannten Prozeß Fenayrou, kam zur Sprache, daß die Gattenmörderin kurz vor der That in der Kirche gewesen war, um vom Himmel das Gelingen des Verbrechens zu erbitten. Dr. Despine theilt in seiner „Psychologie naturelle“ den Fall einer Frau mit, die aus Rache das Haus ihres Geliebten in Brand steckte und dabei ausrief: „Gott und die Heilige Jungfrau mögen das Uebrige thun!“ Elisée Réclus sagt im zweiten Bande seiner „Géographie universelle“, daß in der Bretagne, in der Nähe von Tréguier, noch jetzt eine Kapelle stehe, in der man nachts zur „Madonna des Hasses“, der Trägerin der Rache, für das Gelingen wilder Verbrechen flehte; die Frau betete dort um den Tod eines verhassten Gatten und der Sohn um das Ende eines Vaters, der ihn zu lange auf die Erbschaft warten ließ.

In einem von Sighele erzählten Prozeßfall hatte die Frau eines Briefträgers der Madonna ein Geschenk gelobt, falls der an Stelle ihres Mannes ernannte Briefträger getödtet würde oder möglichst bald stürbe. „Am Tage des Festes erschien sie unter den dreihundert weiß gekleideten Frauen, die der Prozession folgten, in Trauerkleidung. Sie machte kein Geheimniß aus ihrem Gelübde und das Dorf wunderte sich auch gar nicht darüber.“

Die Hoffnung auf Vergebung wird in den katholischen Ländern durch die Einrichtung der Beichte und der Absolution noch erhöht. Ein Dieb sagte mir: „Ich weiß, daß ich gesündigt habe, aber der Priester vergiebt mir nach der Beichte!“ Die Kirche hatte früher sogar bestimmte Abtaftarife. Einen solchen veröffentlichte Dupin de Saint-André im Jahr 1879 nach der privilegirten, im Jahre 1520 in Paris mit Erlaubniß der Vorgesetzten von Toussaint Denis veranstalteten Ausgabe der „Taxes de la Pénitencerie

apostolique“. Ein Laie, der einen Priester getödet hat, bezahlt 7 „Grossi“, wenn er einen Laien getödet hat, 5 „Grossi“. Eben so war für Brände, Diebstähle u. s. w. ein fester Satz aufgestellt. So kann die Religiosität als Anreizung zum Verbrechen wirken, — entweder indirekt, wie in den angeführten Fällen, oder sogar direkt. Denn der religiöse Fanatiker bewaffnet sich eben so wie der politische mit dem Doldh des Mörders.

Allerdings gab es auch sehr intelligente Verbrecher, zum Beispiel Lacenaire, Lemaire, Mandrin, La Pommeraiie, die sich zum Atheismus bekannten; aber sie bildeten nur eine kleine Minderheit. Von den durch mich untersuchten Gefangenen gestand mir nur ein einziger, er glaube nicht an Gott. Ein anderer zeigte sich völlig gleichgiltig, sieben waren sehr fromm, viele sagten, sie glaubten an Gott und auch an die Kirche, während manche, besonders die, die aus Städten kamen, erklärten, sie glaubten an Gott, hielten aber nichts von der Kirche und der Geistlichkeit. Das hinderte sie freilich nicht, gerade aus dem religiösen Gefühl Entschuldigungen für sich zu schöpfen, „denn“ — sagte mir ein Dieb — „Gott giebt uns ja den Instinkt, zu stehlen“, während ein Anderer meinte, „die Verbrechen seien keine Sünden, da ja auch die Priester solche begehen“. In seinem Gefängniß saßen drei verurtheilte Geistliche.

Auch die folgende Thatsache ist von psychologischem Werth: Als ich die Verbrecher an die ewigen Strafen und je nach dem Fall an die spezielle religiöse Straffazung gegen das Verbrechen erinnerte, brachten sie dieser Sanktion die selbe typische Sorglosigkeit entgegen, die sie gegenüber den Sanktionen der weltlichen Geseze bewiesen hatten. Auf meine Frage, ob er die Hand Gottes nicht fürchte, erwiderte ein Mörder: „Gott hat mich ja bis jetzt nicht gestraft.“ „Aber Sie werden in die Hölle kommen!“ „Möglich, daß ich hinkomme, aber auch möglich, daß ich nicht hinkomme!“ Und Einer, der sich für besonders aufrichtig hielt, sagte auf meine Bemerkung, Gott würde ihn strafen: „Na, Das wollen wir sehen, wenn wir so weit sind.“

Mit Bayle, der in den „Pensées diverses à l'occasion de la comète de 1680 (Haag 1737, Band III. §§ 134, 135, 172, 174) behauptete, daß „die Erfahrung die Annahme bekämpfe, der Glaube halte vom Verbrechen zurück“ und „der Atheismus an sich sei keine Ursache der Immoralität“, stimmen alle Kriminalanthropologen überein. Wie will man sonst auch erklären, daß auf dem Lande, wo sich zweifellos das religiöse Gefühl viel lebendiger erhalten hat als in den Städten, die schwersten Verbrechen doch keineswegs seltener sind?

In Wirklichkeit ist das religiöse Gefühl immer der Entwicklung des Moral sinnes nachgefolgt, von den Epochen der rohesten Unkultur bis auf unsere Zeit, und es hat sich dabei auch immer den verschiedenen Bedingungen des sozialen Lebens angepaßt, so daß zum Beispiel unter wilden Barbaren Moral

und Religion den Kindesmord billigten, während er da verboten ist, wo ausreichende Subsistenzmittel für eine starke Nachkommenschaft vorhanden sind. Das religiöse Gefühl der Gegenwart ist nicht, wie der Moralsinn, aus den Beziehungen der Menschen zu einander entstanden, die die soziale Koexistenz herbeigeführt haben, sondern erst nachher. Das moralische Verhalten der Menschen nach ihren wissenschaftlichen oder politischen Ueberzeugungen und nach ihren Glaubensansichten zu beurtheilen, ist nichts als ein tief wurzelnder Irrthum. Abgesehen von den mehr oder weniger pathologischen Ausnahmen giebt es ehrliche Leute und Riffelhüter eben so unter den Gelehrten wie unter den Ungelehrten, unter konservativen Politikern wie unter Umstürzlern. Einer der Fundamentalsätze der positiven Psychologie lautet: Der Mensch handelt nicht so, wie er denkt, sondern so, wie er fühlt.

Darum sagte auch Royer-Collard mit Recht, daß die Menschen nie ganz so schlecht seien wie ihre Grundsätze. Und schon Bayle schrieb, Das, was das Handeln bestimme, seien nicht die Meinungen des Verstandes, sondern die Leidenschaften des Herzens. Das Temperament, die Triebe, die daraus sich entwickelnden Gewohnheiten und die aus Alledem hervorgehende bessere oder schlechtere Anpassung an das Milieu regeln in Wahrheit das moralische Verhalten und bilden Das, was man den moralischen oder sozialen Sinn nennt. Das religiöse Gefühl kann ihn nur verstärken, wenn er vorhanden ist, kann ihn aber nicht ersetzen, wenn er in Folge von Entartung, in Folge pathogener Veranlagung oder in Folge vorübergehender Störungen der normalen Beschaffenheit überhaupt fehlt. Darum ist es eine Illusion der Leute, die schon an sich gut sind und in ihrem Gewissen fühlen, daß das religiöse Gefühl die Funktionen ihres Moralbewußtseins sanktionirt und befestigt, zu glauben, die Moralität werde von dem religiösen Gefühl und nicht von diesem moralischen oder sozialen Sinn bestimmt. Und aus dieser Illusion geht die andere hervor, daß, wenn die moralische Anlage fehlt, sie in der Dynamik der menschlichen Handlungen durch das religiöse Gefühl ersetzt werden könne, — was eben nicht der Fall ist. Die Religion kann also unmoralische Individuen nicht moralisch machen. Und Das ist so wahr, daß selbst der Gottesbegriff der Gläubigen je nach Temperament und Charakter variiert und sich anpaßt, so daß der friedliche und gute Mensch einen Gott der Liebe und der Verzeihung verehrt, während der gewaltthätige und böse Mensch einen grausamen und rächenden Gott anbetet; eben so wie sich der Charakter der Völker in ihren Glaubensansichten wieder spiegelt.

Mag die künstliche Verstärkung des religiösen Gefühls also ein brauchbares Mittel und ein egoistischer Wall gegen die Bewegung des modernen Volksgesistes sein: als ein Mittel und einen Wall gegen die Immoralität kann die experimentelle Kriminalpsychologie das religiöse Gefühl nicht anerkennen.

## Verwirrte Sinneseindrücke.

**I**ch bewohne einsam ein ganzes Gewese in Versailles. Mein Landsmann X. hat mir ein in allen Theilen leer stehendes Haus von drei Stockwerken mit fünfzehn Zimmern und drei Küchen überlassen; und in ein Zimmer des ersten Stockwerkes hat man ein Bett und einen Tisch für mich hineingestellt.

Die Einsamkeit hat für einen Individualisten, wie ich es bin, etwas Erhabenes. Meine Wohnstätte ist ein Kloster modernsten Schlages und ich richte mich aufs Beste mit meinem Bett ein. Uebrigens habe ich drei Viertel meines Lebens im Bette liegend zugebracht: dadurch kommt das Blut besser dazu, mein Gehirn zu besuchen, so daß es Knospen treibt, die ich dann mit Vergnügen auf andere Bildsämmen okulire.

Doch aus irgend einem Anlaß, den ich nicht entdecken kann, verfolgt das Bett mir heute die Ruhe, die ich genießen will. Wiszmuthig stehe ich auf und nehme die Guitarre, um meinen Nervenafford zu suchen. Ich habe die Gewohnheit, meine Seele und das Instrument nach einander zu stimmen, und wenn ich mich niedergedrückt fühle, erhöhe ich meine Seele Ton für Ton, indem ich die Schrauben der Guitarre anziehe.

Heute sind meine Nerven auf D-Moll gestimmt; ein übles Zeichen: ich bin traurig, betrübt bis zum Tode, düster wie ein Trauermarsch. Nach einigen Anstrengungen glückt es mir, mich auf F-Dur zu erhöhen, und im selben Augenblick vernehme ich innerlich einen kriegerischen Hymnus, voll von Triumph und Jubel. Ich lege mich wieder auf das Bett. Sofort sinke ich um drei Töne und aller Gram, alle Sorgen, die ich durchgemacht habe, umbüßern von Neuem mein Gehirn, das sich vergebens bemüht, sie fortzujagen. Die Nichtigkeit des Lebens, die Eitelkeit des Daseins, die Zwecklosigkeit der Arbeit drücken mich in einer besonderen Weise, die ich wiedererkenne. Es ist der selbe Seelenzustand, der mich ansieht, wenn ich rückwärts gegen die Fahrrichtung in einem Wagen sitze. Sollte ich vielleicht verkehrt im Bett liegen oder mein Bett verkehrt aufgestellt sein? Ich werfe einen Blick durch das Fenster und merke, nach der Richtung des einfallenden Lichtes, daß ich mit dem Kopf gegen Osten liege, so daß ich die Bewegung der Erde rückwärts mitmache.

Eine Kindheiterinnerung kommt mir zu Hilfe. Ich besinne mich, daß meine Mutter zu sagen pflegte, man solle immer sein Bett von Norden nach Süden stellen, dann würde man nicht von Würmern geplagt.

Ich lasse den Werth dieser Spulwürmerprophylaxe dahingestellt und rücke mein Bett in die Richtung des astronomischen Meridians; und wie so mein Körper in Uebereinstimmung mit der Erdoberfläche ausgestreckt ist, fühle ich mich ganz lieblich in die Unendlichkeit eingewiegt und durchlaufe meine Bahn mit

einer Schnelligkeit von vier Meilen in der Sekunde. Stille herrscht nun in meinem Nervensystem, die beunruhigenden Gedanken verschwinden . . . und ein halb wollüstiges Gefühl, wie beim Herumschwanken in einem Karussell, betäubt die Bekümmerniß, die schlimmer plagt als alle Spulwürmer.

Ich schlummere ein und schlafe eine Stunde. Beim Aufwachen merke ich, daß ich geweint habe. Ich träume die selbe Sache von Neuem: zwischen weißen Birkenstämmen bekomme ich meine Kinder zu Gesicht. Ich gehe ihnen entgegen, um sie zu umarmen: sie wenden mir den Rücken und wollen mich nicht kennen, weil ich arm bin.

Ich schlage die Augen auf, hefte den Blick auf den weißen Marmorlamin und sehe dort ein Netz von blutrothen Fäden. Das ist meine eigene Augennetzhaut, die da vergrößert projizirt ist, — eine Entdeckung also . . . die Niemand vor mir gemacht haben sollte?

Von Neuem nicke ich auf fünf Minuten ein, und wie ich die Augen wieder öffne: was bekomme ich zu sehen? Auf dem Kamin zeichnet sich eine *Pegonia* mit weißen und rothen Blüthen ab, die zittern. Ich frage mich, warum die Blüthen beben . . . im selben Augenblick verschwindet die Erscheinung . . . Was war Das?

Ganz gewiß die Blutgefäße der Hornhaut nebst den weißen und rothen Blutkörpern, auf den Abstand in ungeheurer Vergrößerung gesehen.

Sollte mein Auge auf dem Wege sein, sich zu einem Sonnenmikroskop von unerhörter Stärke zu entwickeln?

Ich fühle keine Lust mehr, zu schlafen. Der Schlaf bringt nur Leiden anstatt des Trostes, der den Armen und Unglücklichen versüßen ist.

Der heilige Schlaf, der nächtliche Friede, kurz, die äußerste Zuflucht, die ist also zunicht geworden . . . gleich allem Anderen!

Doch worüber beklage ich mich? Sind es nicht die Schlaflosigkeit und die Ueberanstrengungen, die meine Sinne und Nerven geschärft haben? Sind es nicht die Thränen mit ihrem fressendem Salz, die meine Hornhaut so zubereitet haben, daß ich meine eigenen Blutgefäße in der Projektion einer *Laterna Magica* sehe? Ja, sicherlich! Ich werde also noch einmal weinen müssen, um meine neue Entdeckung eingehend zu studiren. Ich rufe alle unbehaglichen Erinnerungen eines Lebens zu Hilfe, das an gehäuften Verdrüßlichkeiten reich ist. Ich beschwöre das Schattenbild meiner Mutter herauf, ohne sie betrauern zu können, denn wir wurden einander von dem Tage an fremd, da ich Latein und Griechisch zu lernen begann, weil sie es nicht begriff. Ich segne sie . . . und vergesse sie wieder. Ich richte meine Gedanken auf das Unrecht, das man mir ständig gethan hat; aber ich werde rasend, ohne daß es mir glückt, eine Thräne hervor zu narren. Ich denke an meine Kinder, die ich für immer verloren habe . . . Da, plötzlich, aus einem unwillkürlichen

Instinkt, reagiren meine Gefühle gegen den Schmerz; und wie eine Wunde, die der Arzt berührt, zuckt und zieht sich mein Herz zusammen, mit geschlossenen Klappen.

Nicht gerade vortheilhaft, um meine Wahrnehmungen zu schärfen! Sie gehen ihren Gang nach eigenem Gesetze. Doch nun taucht die Erinnerung an begangene Dummheiten auf, gute Gelegenheiten, die ich verpaßt habe, Glück, das ich mir habe entgehen lassen; die Wangen werden mir heiß, die Augen brennen und ich sehe Roth, blutrothe Feuerluth. Ja, nicht Schlichkeiten und Verbrechen sind es, deren wir uns schämen: unsere Dummheiten sind es! Und wie plötzlich sie austauschen, ungebeten und unwillkommen!

Ich höre im Geist eine mißglückte Rede, die ich einmal auf einem Feste hielt; es war im Jahre 1867; ich sehe die verlegenen Gesichter der Gäste . . . Ich will mich nicht daran erinnern . . . Ich erstickte . . . Ich springe vom Bette auf und stelle mich an das Fenster, das nach dem Walde von Meudon geht. Ich suche irgend einen Gegenstand, meinen Blick daran festzuhalten, um den Lauf meiner ungesunden Gedanken abzuleiten . . . Ich habe den Drang, ein Poltern zu hören, den Ton einer Glocke, einer Trommel oder eines Büchschusses . . .

Da zeigt sich mit einem Male ein grauer, runder Punkt oberhalb der Linie, die durch die Buchenwälder von Meudon gebildet wird. Er steigt und wird größer. Er nähert sich, kommt auf mich zu, wie von irgend einer unbekanntem Macht gesandt, die mir durch Zufall günstig ist.

Der Luftballon vom Aeronautenpark in Meudon! Er wandert von Ost nach West, also in einer der unseres Planeten entgegengesetzten Richtung; und wie er nun still steht, frage ich mich:

„Warum sollen wir denn den Wind haben, große Götter, und die Bewegung und die himmlische und irdische Mechanik und Physik? Flieht nicht die Erde hinweg und läßt jene dünnen und leichten Maschinen weit hinter sich, die, in der Luft schwebend, der Schwerkraft wie der Schwere spotten? Der Erdkoloß legt ja in einer Sekunde 29450 Meter zurück, die Drehung um seine Achse ungerechnet! . . . Warum? . . .“

Warum? Ja, darum, weil Kopernikus es gesagt, Galilei es behauptet und Newton es geglaubt hat! Doch Newton glaubte auch an das Buch der Offenbarung, der Ehrenmann! Und auch der Pater Secchi ist ein großer Astronom, obgleich seine Religion ihm ausdrücklich verboten hat, daran zu glauben, daß die Erde sich um die Sonne drehe. Die Assyrer, die Hebräer, die Egypter, die Griechen und die Römer verstanden, ihr Calendarium einzurichten und Sonnenfinsternisse vorauszusagen; Columbus konnte Amerika entdecken, ohne Wissenschaft davon zu haben, wie die Erde gleich einem Tollkopf läuft und sich um einen Punkt dreht, den sie niemals erreicht!

Im Grunde ist mir Das gleichgiltig, eben so wie alles Andere. Ich möchte nur befehlen, daß es uns Individualitäten lieber sein würde, in dem festen Mittelpunkte des Weltalls zu residiren; und ich erwarte mit Freude den neuen Beweis, den Herr Beaudonnat über dieses Thema zur Weltausstellung von 1900 verheißen hat. . . .

Zeitdem der Balkon meinen kindlichen Glauben an die Umwälzung, die mit dem Hause und meinem Bett vor sich gehen soll, erschüttert hat, brüte ich nicht mehr über meinen Verdrießlichkeiten. Es dünkt mich, als ob ich nicht länger den Luftzug fühle, der von der rasenden Fahrt durch den Raum hervorgebracht wird. Ich betrachte die Wassertropfen, die in geraden Linien, ohne abzuweichen, fallen. Ich nehme die wagerechte Wasseroberfläche in der Karaffe auf meinem Nachttisch wahr. Die Fläche ist unbeweglich. Die Lampe, die von der Decke herabhängt, rührt sich auch nicht. Wie vollkommen doch die Welt geschaffen ist! Man könnte vor Neid krank werden.

Ganze zwei Tage weiß ich nicht mehr, was ich glauben soll. Ich bleibe auf meinem Bette liegen, immer in der Richtung des Meridians. Ist es nicht die Natur, die uns diese Lage auf dem Rücken angewiesen hat, mit seinem prächtigen Brett, das uns die größte Anzahl Stützpunkte bietet, und der braven Polsterung?

Zuletzt: drei Tage habe ich nun zwei große, mäßig gemalte Gemälde in soliden Rahmen beobachtet, die an der Wand vor mir hängen. An Schnüren aufgehängt, die horizontal hinter den Rahmen befestigt sind, haben diese Gemälde nur einen Stützpunkt, so daß sie für die geringste Bewegung empfindlich sind. Die Wand erstreckt sich von Osten nach Westen oder umgekehrt, was die Sache nicht verändert.

Nun: diese Kunstwerke finde ich an jedem Morgen, wenn ich erwache, schräg gerichtet, die linke Ecke heruntergeglitten, die rechte zu hoch.

Was soll man da glauben? Nichts! Mein Haus ist solid gebaut, auf einem Boden, der sich von der Tertiärformation herschreibt, und es liegt nicht an der Straße, so daß Erschütterungen durch Fuhrwerk ausgeschlossen sind. Ich begnüge mich damit, Nutzen aus dieser Entdeckung zu ziehen, ohne das Jahr 1900 abzuwarten; meine nächtliche Sonnenuhr zeigt mir zu jeder Zeit die Stunde an und meine Wohnstätte bewegt sich also um die Achse der Erde. . . . Vielleicht bewegt sie sich doch!

Ich komme von den Bergen und Thälern dort unten, von den Ufern der blauen Donau. Hinter mir habe ich die Hütte am Wege gelassen, die ansehnlichen Trauben, ich habe die Tomaten, die Melonen zurückgelassen, die auf ihre Reise warten, und die Rosen, die zu Knospen beginnen. Zum hundertsten Male habe ich mein Ränzgen geschnürt und bin ausgewandert, um

Arbeit in der großen Stadt zu suchen, auf dem Markte und der Werkstätte der kämpfenden Geister, in Paris!

Während voller achtundvierzig Stunden habe ich wie ein Gefangener in einem Eisenbahnwagen gefessen und wider Willen die Kohlensäure und den Stickstoff von Menschen eingeathmet, die ich nicht kannte. Zu Anfang verabscheute ich sie, denn sie störten mich, diese Wesen, die mich zwangen, die Linien ihrer Gesichtszüge festzuhalten und ihrer Unterhaltung zuzuhören, die mein Gehirn in Bewegung setzten. Ich war hilflos gegen dieses Attentat auf meine geistige Selbstbestimmung und es half nicht, daß meine Seele sich empörte; sie wurde in die Alltäglichkeit gebannt, während sie auf diesem mäßigen Gedankenaustausch lauschte. Und ich verfluchte von Herzen meine Leidensgenossen, die mit mir in die selbe Schachtel eingeschlossen waren. Doch als die Müdigkeit über sie Macht bekam, so daß sie schwiegen, legte sich ein so sorgenvoller Ausdruck über ihre Gesichter, daß ich sie schließlich beklagte. Ihrer gewohnten Lebenssphäre entrückt, stößten sie Bedauern ein. Ein allgemeines Unbehagen liegt über diesem beschwerlichen und unsauberen Zusammensein im Eisenbahncoupé, wo man Steinkohlenstaub und Schwefel in Rauchform einathmet und wo Sand und unsichtbare Feilspähne das Augensid mit seinen Wimpern knistern lassen. Als die Nacht hereingebrochen war und diese armen Menschen schliefen, die ungewaschenen Hände über dem Magen gefaltet und die bleichen, schweißigen Gesichter auf die Brust niedergebengt, erinnerte unser Coupé an ein Schlachtfeld mit Leichen und zerstückelten Gliedmaßen. Der Schlaf bringt keine Gefühle von Glüd; und in unserem Kerker hallen Seufzer wieder, Seufzer von Wesen, die nach Millionen Jahren aus der Civilisation in den Zustand des Thieres oder des Wilden zurück gefallen sind und von grünen Weidefeldern träumen, einem sensationellen Rothzuchtprozeß oder vielleicht auch von einem braven Mord.

Ich erwache in dem heiligen Versailles, nachdem ich sechzehn Stunden in einem richtigen Bett geschlafen habe. Die Müdigkeit ist fort und mit ihr auch alle schwarzen Dämonen der Einbildung. Die Verdrießlichkeiten sind ihren Lauf gegangen, der Kummer ist fortgeblasen, selbst die Erinnerungen sind verdunstet. Die Gefühle von Abhängigkeit, obgleich sie am Tiefsten wurzeln, haben ihren Griff losgelassen; eine Gleichgiltigkeit, die wie eine Befreiung wirkt, hat ihren Platz eingenommen. Doch die Stöße des Eisenbahnwagens haben meine Gehirnschubstanz so gründlich geschüttelt, daß ich das Vermögen verloren habe, meine Gedanken zu beherrschen. Die Leitungdrähte scheinen geborsten zu sein, mein Kopf ist leer; es gelingt mir nicht, mich der Dinge zu erinnern, die ich vor mein Gedächtniß zu stellen versuche.

Um die Beine zu bewegen, gehe ich aus, nach dem Schlosse zu, einer alten, lieben Bekanntschaft vom Jahre 1876. „Gerade aus, und dann nach links!“

Ich biege nach links ab. Vor mir erstreckt sich die Avenue Saint-Cloud, steil und endlos; der Hintergrund wird ganz ausgefüllt von dem Pavillon Ludwigs des Dreizehnten in Ziegelroth und Gelbgrau.

Ich gehe weiter. Nach einer Viertelstunde fühle ich mich ermüdet. Ich <sup>habe</sup> eine von den Seitenalleen mit Linden gewählt, deren Zweigwerk einen Kreuzgang bildet, und ich trete immer zu, ohne daß mir das Gebäude größer zu werden scheint. Es bewegt sich mit mir vorwärts und entfernt sich in dem selben Maße, wie ich mich nähere. Noch eine Viertelstunde halte ich aus, dann kehre ich den selben Weg zurück, unsicher und nur davon überzeugt, daß ich die Länge des Weges falsch beurtheilt habe.

Auf dem Heimwege sagte ich mir: „Diese Störung meiner Gesichtswahrnehmungen ist eine natürliche Folge der angestrengten Reise.“

Aber noch am selben Abend mache ich einen Spaziergang in der Richtung nach Biroslay, ohne eine Spur von Müdigkeit zu bemerken. . . .

Am Morgen darauf beschliesse ich, das Schloß mit Sturm zu nehmen. Ohne vorgefaßte Meinung gehe ich aufs Neue die Avenue Saint-Cloud hinauf und nehme den von Grün umrahmten Pavillon Ludwigs des Dreizehnten auf Augenmerkabstand. Die unermeßlich breite Avenue kommt mir sofort mühsam vor; unbewußt laufe ich in die Seitenallee wie in einen Hafen ein; bald beengen mich die Baumstämme wie Klammern und das Laubgewölbe zwickelt mich wie mit Zangen. Halben Weges sinke ich auf eine Bank nieder.

Vernichtet und untröstlich sehe ich auf meine Uhr und vergewissere mich, daß der Spaziergang nicht länger als zehn Minuten gedauert hat. Ich messe den Abstand und glaube, auf der Mittelpartie des Gebäudes Bänke zu unterscheiden . . . von vorn gesehen . . .

Ich nehme die Plankarte über Versailles auf, berechne noch einmal den Abstand und finde, daß höchstens fünfhundert Meter von meinem Platz bis zum Schloß übrig sind, da ja die ganze Länge der Alee tausend Meter beträgt.

Ueber dieses einzigartige Faktum verwundert, erkläre ich mir die Sache so: die Perspektivlinien wechseln, während ich vorschreite; zur selben Zeit wird der Gesichtswinkel größer, — und dies infernalisches Spiel unsichtbarer Linien verwirrt mein Gehirn, in dem sich die Irradiationstrahlen des verzauberten Schlosses abzeichnen.

Nachdem die Lösung des Problems so gefunden ist, werde ich wieder ruhig, schlage einen Querweg ein und trete nach zwei Minuten auf die weite Place d'Armes hinaus.

Dort steht mir eine neue Ueberraschung bevor: das Schloß gleicht durchaus nicht meinem alten Versailles von 1876. Zuerst und vor Allem ist das hier kleiner; und dann ist sein Stil modern.

Kleiner, denn ich habe in der Erinnerung sein traditionelles Bild

getragen, das die Größe des Jahrhunderts Ludwigs des Vierzehnten symbolisirt. Moderner, denn der Versaillesstil, Ziegel in Verbindung mit natürlichen Steinen, ist in den letzten zwanzig Jahren etwas sehr Gewöhnliches geworden.

Nun soll ich über die Place d'Armes gehen. Dieses weitgestreckte Halbrund kommt mir wie ein Meer vor und ich fühle eine unerklärliche Furcht.

Das große Gebäude zieht mich an, wie ein großer Körper den kleineren anzieht; und der offene Plan erschreckt mich wie der leere Welt-raum. Vergebens suche ich einen Stützpunkt. Ein Miethwagen kommt auf mich zugefahren: ich folge ihm ein Stück, aber er entschwindet mir, trotzdem ich meine Schritte beschleunige. Ein Polizist nähert sich; allmählich erreiche ich ihn; ich schließe mich ihm an: seine Gegenwart schützt mich. Ich bin Dessen gewiß, denn ein Gefühl von Wohlfinden kommt über mich mit der animalischen Wärme, die er unmerklich und unsichtbar ausströmt. Er steht still und guckt den Himmel an, so wie nur ein Wächter des Gassenfriedens ihn angucken kann, und ich stehe auch eine Minute still. Der Mann bekommt Witterung von mir, er fixirt mich; ich fühle seinen Blick, wie man fühlt, wenn eine Person hinter Einem auf dem Trottoir geht und Einen betrachtet. Instinktiv mache ich Kehrt, in der Furcht, für Gott weiß was gehalten zu werden, und finde eine Zuflucht bei einem ungeheuren Laternenpfahl, der sich erhebt wie der Leuchtturm auf einer Klippenschäre, draußen im Meer. Ich klammere mich an diesen Eisenpfahl fest; die Sonnenstrahlen haben ihn erwärmt und ich glaube, zu fühlen, wie er von der Temperaturerhöhung aufgeweicht ist. Das ist Einbildung, da diese Aufweichung unmöglich mit dem Gefühl zu unterscheiden ist, und dennoch richtig, da ja das erwärmte Metall wirklich weicher wird. . . . Das Schloß zieht mich an sich ohne Aufenthalt; und dennoch kann ich mich nicht entschließen, meine Schäre zu verlassen. . . . ein Schiffbrüchiger zwischen diesen Straßensteinklippen.

Eine große Angst befüllt mich. Um sie zu bekämpfen, beginne ich, zu philosophiren und in Gedanken ähnliche Erscheinungen aufzurufen, die sich wiederholen, ohne daß man sie verstehen lernt.

Man geht seinen Weg geradeaus auf dem Trottoir: man wendet den Kopf, um nach Jemandem oder nach Etwas seitwärts zu sehen; sofort stößt man auf einen Körper: Bag! Da pralle ich auch schon auf einen Baum in der Avenue. Ist es wirklich die allgemeine Attraktion, die eben auf meinen Körper eine Anziehung ausgeübt hat, da Das, was ihn steuert, für den Augenblick im Großhirn seine Wirksamkeit ausgeübt hatte?

Ein Beispiel! Sie gehen den Boulevard entlang: ein Betrunkener, dessen Gehirnfunktionen paralytirt sind, kommt Ihnen entgegen. Aus Erfahrung wissen Sie, daß es zu einer Kollision kommen kann, aber Sie wollen nicht aus Ihrem Kurs fallen und unter dem Einfluß dieses Vorfalls fassen

Sie Hoffnung, dem Betrunkenen auszuweichen. Vergebens! Er segelt gerade auf Sie zu; die Hoffnung, die Sie eben noch hegten, schwindet und damit Ihre Geistesgegenwart . . . Was! Sie werden von dem Zusammenstoß erschüttert, der eintreffen mußte, weil hier eine zwingende Nothwendigkeit vorhanden war, ganz wie es mit der Attraktion der Erde der Fall ist.

Wirkt da eine unbekannte Kraft? Gibt es mehr als eine Kraft? Die Gelehrten sagen Nein und erklären die Energie für einzig.

Ich befinde mich also unter dem Einfluß der anziehenden Kraft. Ich lehne mich gegen diese blinde, brutale Macht auf; und, um sie besser bekämpfen zu können, personifizire ich sie und mache sie zu einem Gott. Allerdings will ich vorwärts kommen, zu meinem Ziel: dem Palast, doch ich will zur selben Zeit jener überlegenen Kraft trotzen. Mein Gehirn theilt sich und bekämpft sich selbst; und ich erwarte beinahe, meinen Körper halb auf der Place d'Armes und halb am Laternenpfahle zu sehen. Vergebens suche ich die beiden Maschinentheile zusammen zu koppeln: ich bemühe mich, ein Ich aufzufinden, das über mir selbst steht, — als plötzlich, durch einen unfreiwilligen, doch unfehlbar nothwendigen Zufall, meine Hände, die noch immer den Eisenpfeiler umklammern, sich begegnen: die physischen Ströme werden vom Eisen vereinigt, die Kette schließt sich und ein Psychomagnet ist vorhanden. Sein Einfluß wirkt auf mein Nervensystem und es geräth sofort wieder unter meine Herrschaft. Leider kann ich das stärkende Berührungsmidium nicht mitnehmen! Unruhig blicke ich um mich, um das Fahrzeug zu finden, das mich von dieser öden Schäre retten kann, und aus alter Gewohnheit hebe ich das Auge gegen die blaue Gasbildung, die die Strahlen der Wärme und des Lichtes durchsieht und von den Gläubigen mit Recht der Himmel genannt wird, weil dort die Urkräfte wohnen. Just schwimmen weiße Wolken über die Sonnenscheibe und werfen ihre großen, beweglichen Schatten auf das Steinpflaster der Place d'Armes. Sonne, Himmel, Gott — es macht wenig aus, unter welchen Namen wir Dich anrufen —: ich danke Dir, denn Du hast ein ganzes Geschwader von Canoes zu meiner Verfügung gestellt! Was verschlägt es, daß sie, wenn es drauf und dran kommt, nur Schatten sind wie alles Andere! Jetzt bin ich Dichter und Zauberer in einer Person. Ich wähle mir das festeste von diesen Dampfbooten, steige vorsichtig an Bord. . . Vorwärts. . . Schön, die Fahrt ist gelungen!

Ich ziehe Vortheil aus dem Wiedergewinn meiner Kräfte und kreuze die Cour d'Honneur unter der Protection Richelieus, Bayards, Colberts und der anderen schweigenden Marmorstatuen, deren Gegenwart diese Wüste belebt; und ich erreiche den Eingang zum Museum.

Vor der Thür steht eine Schaar Menschen und wartet darauf, daß das Heiligthum geöffnet werde, und ich nehme Platz unter dem Haufen.

Raum bin ich in diese Truppe eingeschrieben, da verwandelt mich der Zufall in eine Ziffer; vergeblich richtet mein Ich sich dagegen auf, von der Furcht bedroht, durch die Menge oder die Berührung mit den Anderen sich ausgetilgt zu sehen. Die hinten Stehenden verabscheuen mich und ich fühle, wie sie mich hassen, während ich selbst Denen fluche, die vor mir stehen und mich mit ihren Kleidern streifen wie einen lästigen Mitbewerber. . . Ich breche aus und flüchte in den Park.

Das Licht umfängt mich wie ein Stoff, der dichter ist als die Luft und mir die Empfindung giebt, als ob ich flöge. Ich bin froh, daß ich das Innere des Schlosses nicht gesehen habe; es bleibt mir unbekannt, gleichsam mystisch und verzaubert. Und der Duft von Millionen Blumen in den Gärten berauscht mich; erst der starke Wind vom Felde her ernüchtert mich wieder. Ich steige die Terasse hinauf, glücklich wie ein Gott, und da merke ich, daß der Boden unter meinen Füßen schaukelt; doch sehr gelind; es ist, wie wenn man über eine Hängebrücke geht. Ich weiß, daß die gewölbten Decken der Orangerien unter mir liegen, und ich beruhige mich damit, daß die Gewölbbeugen einen Gegendruck nach oben ausüben, einen Ueberschuß von Stärke, gegen den meine Fußsohlen reagieren.

Ich steige die Marmortreppe nieder und komme in den Hof der Schweizer, — und glaube mir, da ich es Dir sage, geneigter Leser, glaube mir: ich sah die im Orangeriegewölbe gefangenen Spannkräfte über die Arkaden gleich einem Nordlicht ausstrahlen. . .

Du lächelst. . . Warum? Wenn das elektrische Licht nichts ist als verwandelte Kraft: warum willst Du dem Kerngeflecht meiner Augen das Vermögen absprechen, einen Eindruck von Energie in einen Eindruck von Licht umzusetzen? . . . Zweifle weiter, meinethalben! Soll ich Dir erst einen Faustschlag ins Auge versetzen, damit Du die Umsetzung meiner physischen Kraft in Form von leuchtenden gelben und rothen Bliken bemerkst? . . .

Ich will fort von dem verzauberten Schlosse. Ich will die Blumen in den Gärten ansehen, doch die Steinmasse hält mich zurück, zieht mich an . . . ununterbrochen, im direkten Verhältnis zu ihrem Umfang und im umgekehrten Verhältnis zum Quadrat der Entfernung. Mein Haß gegen den Riesen hat sich in Liebe verwandelt und ich lasse meine Hand über die Steine gleiten, ich streichle sie, wie man einen großen Hund tätschelt.

Ich schiebe mich längs der Mauer vorwärts und gelange wieder auf den Marmorhof draußen, wo ich mich ausruhe und Pläne schmiede, wie ich allen diesen unsichtbaren Feinden, die mir zusehen, entkommen soll.

Während ich so dastehe und mich gegen die Mauer neige, sehe ich plötzlich, daß der Marmorhof den Gehörgang zu einem großen Ohr bildet, dessen Muskeln von den Flügeln der Gebäude gebildet werden. Ergreifen

von dieser neuen Phantasie und froh darüber, auf diese bizarre Entdeckung gekommen zu sein, die ich wie ein Insekt im Ohr eines Riesen gemacht habe, lausche ich an der Wand . . . Welche Ueberraschung! . . . Ich höre ein donnerndes Meer, Volkshausen, die stöhnen, verlassene Herzen, deren Schläge ein mattes Blut auspumpen, Nerven, die mit einem kleinen, klanglosen Geräusch bersten, Schluchzen, Gelächter und Seufzer! . . .

Ich muß mich prüfen. . . Ist Das nicht subjektive Sinnestäuschung? . . . Bin ich Das nicht nur, ich selbst, der zu hören glaubt?

Nein, ich kenne die Rücken meiner Sinne von Grund aus.

Stammt dieses Getöse von den Pässen der Versaillesbewohner? . . . Die kleine Stadt liegt dort so still, als ob sie schlummerte, und überdies macht es die Hörlinie unmöglich, daß die Laute von dem Seitenviertel kommen.

Was ist es denn? . . . Eine unbestimmte Jugenderinnerung taucht in mir auf: der Bericht von dem Seemann, der von Lissabon abgefegelt war und nach zweitägiger Fahrt das Glockengeläut weit draußen auf dem Meere hörte, — doch nur auf der Seite, wo das Segel kontav ausgespannt stand und dadurch Dienste that wie ein Brennspiegel. Nach einer Fahrt von ganzen zwei Tagen! . . .

Was höre ich jetzt? . . . Flüsternde Menschenstimmen. . . Gerade über meinem Kopfe befindet sich das Fenster des großen Königs Ludwig. . . Der Schelm! Er hatte es sicher vor mir entdeckt, daß hier ein Dionysiusohr war! Hier stand er auf der Lauer und spionierte aus, was man in Paris sagte! Denn Paris ist es, das ich hier murmeln höre, über die Hügelkette hin, die sich von Courbevoie bis nach Sceaux erstreckt und sich in einem Halbkreis entwickelt, dessen Brennpunkt Versailles und dessen Gehörgang das Sévres-Thal ist. Ist möglich, frage ich noch einmal, bin ich nicht verwirrt?

Geboren in der guten alten Zeit, da man mit Velleuchtern, Postkutschchen, Ruderbooten und sechsbandigen Romanen vorlieb nahm, habe ich mit einer unwilligen Schnelligkeit die Periode des Dampfes und der Elektrizität mitdurchlebt, — vielleicht mit dem Erfolg, daß ich den Verstand verloren und schwache Nerven bekommen habe. Oder sollten meine Nerven in einer Evolution zur Ueberfeinerung begriffen sein und meine Sinne allzu subtil werden? Wechsel ich die Haut? Bin ich im Begriff, ein moderner Mensch zu werden? . . . Ich bin nervös wie ein Krebs, der seine Rückenschale abwirft, reizbar wie ein Silberwurm, der sich verwandelt. Will der Schmetterling aus der Puppe fliegen, ehe noch die Kokonseide aufgehäpelt ist, und zu Tode frieren? Wie die Sache auch sein mag: ich bleibe hier an meinem Dionysiusohr stehen und lausche mit gespannter Aufmerksamkeit. Ich lausche, was man in der großen Werkstatt der Intelligenz, in Paris, flüstert. August Strindberg.

## Hubrey Vincent Beardsley.

Es verfährt zwar gegen allen ehrwürdigen Gebrauch, einem jüngeren Kollegen Gutes nachzureden, wird diesmal aber dadurch verzeihlich, daß der geniale Jüngere sich allem berechtigten Neid durch ein frühes Ende entzogen hat. Wie ein märchenhaftes Feuerwerk erscheint Hubrey Beardsleys Kunst vor unseren staunenden Sinnen; und obwohl es noch andere schöne Gemeinplätze für Vergleiche gäbe, paßt doch der Vergleich mit einem Feuerwerk am Besten. Als es am Schönsten funkelte, war es zu Ende. Müge es berufenen Vereinen überlassen bleiben, später einmal nachzustöbern, wo Beardsleys Windeln gewaschen wurden; ich will mich hier darauf beschränken, seine trotz der kurzen Zeitspanne ihrer Entstehung überaus zahlreichen Werke ganz flüchtig zu berühren. Ihre Wirkung auf Solche, die durch den seligen Lächle oder durch akademischen Unterricht nicht allzu sehr gelitten haben, ist reichste Offenbarung eines glühend sinnlichen, durch raffiniertesten Geschmack geadelten Künstlergeistes. Beardsley fiel eben so wenig wie sonst irgend Einer als Meister vom Himmel. Er lernte; und er konnte schon, ehe er sich selbst entdeckte. Mantegna, Benozzo Gozzoli, Botticelli, Gabriel Dante Rossetti, Burne Jones und Walter Crane waren ihm Wegweiser. Aber er erfaßte Das, was ihm die Meister zu geben hatten, mit einer so verblüffenden Schnelligkeit und entledigte sich wieder eben so schnell ihres Einflusses, daß es scheinen könnte, er habe ihrer überhaupt nicht bedurft, um Das zu werden, was er geworden ist. Wie es stets mäßig ist, zerfasern zu wollen, woher ein genialer Geist seine Anstöße erhielt, so kann es uns gleichgiltig sein, welche Blätter Hogarths oder französischer Meister der Popszeit dem rastlos Arbeitenden Anregungen gaben, und unwichtig ist es, wie diese Meister hießen. Lehrt doch die Erfahrung, daß selbst mittelmäßige und schlechte Werke positiv oder negativ beeinflussend wirken können.

Beardsley ging in seinen Zeichnungen nicht auf; er liebte die Musik, er war mit der besten Literatur aller Zeiten vertraut, er schrieb auch selbst und betrieb Alles mit der hitzigen Konzentration, deren nur das Genie fähig ist. Goethe sagte, daß Genie Fleiß sei. Nicht der büffelnde Fleiß eines selbstzufriedenen Kandidaten, sondern der lächtige, verzehrende und neugestaltende, der Fleiß, der zum aufregenden, glückseligen Finden führt. Beardsley hatte Eile. Von der klaren Erkenntniß eines unerbittlichen Geschicks und der brennenden Begierde, Alles zu erleben, was des Erlebens werth ist, ward er zu der enormen Arbeit gespornt, die er während der sechs Jahre seines Schaffens leistete. An Reiz hat er voll ausgekostet und an Arbeit voll ausgegeben, was sonst einem langen, reichen Dasein genügt. So begreift man den Sinnentausch, der aus seinen Blättern heiß herausschlägt, sein Schwelgen in der Schönheit selbstgeschaffener Linien und die dramatische Spannung, die er durch die einfachen

Mittel von Schwarz und Weiß hervorzurufen weiß. Armsfähige Menschen, die nicht genießen gelernt haben, müssen freilich diesem reich gedeckten Tisch fern bleiben; denn die köstlichsten Gerichte darauf sind ihnen ungenießbar. Austern munden dem Bauern nicht, er mag noch so bieder sein. Mit Kubrey Beardsley ist es eben so. Seine Zeichnungen sind subtilste Delikatesse für die Empfänglichen, die nicht albern nach sogenannten Ideen graben, sondern sich dem Zauber der ornamentalen Wirkung seiner Blätter hingeben. Der souveraine Geschmack, mit dem der bildende Künstler just so und nicht um Haarsbreite anders eine Linie führt oder eine Fläche dehnt, ist das Entscheidende, nicht aber der ganz nebensächliche und meist nur als ein Zufälliges auftretende novellistische Gedanke. Dieser dient im Allgemeinen eher dazu, den Mangel an wahrhaft künstlerischem Gehalt zu verschleiern. Erst wenn ein Werk bildender Kunst gehörig mit sogenannten Ideen gespickt ist, beginnt für manche Leute die Möglichkeit, sich Etwas dabei zu denken, und sie freuen sich dann wie die Kinder über einen aufgelösten Scherzrebus. Um dem Kunstwerk anders gegenüber zu stehen, muß man sich nicht nur ernsthaft der Kunst hingeben, sondern vor Allem kongenial empfinden, — und Das lernt sich eben so wenig aus Büchern wie in der Musik das Gehör. Mit eigenen Augen muß man sehen, um den Sinn für die Form zu bilden. Dazu muß man allerdings zunächst den Modewahn ablegen, als ob der Schaffende selbst ein Blinder sei, der nicht weiß, was er zu thun oder zu lassen hat, um seinen Eindrücken Gestalt zu verleihen. Gewöhnlich meinen Hinz und Kunz, Das ja viel besser zu wissen; und in der schroffsten Form darüber zu urtheilen, wie ein Kunstwerk eigentlich sein müßte, halten sehr Viele für unumgänglich, um als gebildet zu gelten. Freilich, wenn man Etwas nicht versteht, mag es schwer sein, sich einzufestehen, daß man selbst daran schuld sein könnte und nicht der Künstler, der in einem eigenartigen Werke vielleicht sein Bestes verschwenderisch gab.

Das that Beardsley. Er erhob sich über die Menge und sie erklärte ihn für verrückt. Die alte Geschichte, heute wie vor tausend Jahren. Anstatt ihm vorzuwerfen, daß seine Figuren zu kurz oder zu lang sind und daß Dies oder Jenes in der Wirklichkeit anders ist als in seiner Schöpfung, sollte man versuchen, seine Arbeiten als Ornament zu verstehen und die souveraine Willkür, mit der er menschliche und andere organische Formen behandelt, als Absicht zu begreifen. Wer aber durchaus kunstgeschichtliche Analogien haben will, erinnere sich romanischer und frühgothischer Arbeiten, die dank den drei Sternen, mit denen Lütke und andere Kunst-Büdeler sie aichten, ihren Weg sogar bis in die Salons reich gewordener Börsenherrn gefunden haben. Daß Beardsley absichtlich auf die hergebrachten akademischen Formen verzichtete, um seiner ureigensten Empfindung Ausdruck zu geben, lehren seine Früharbeiten: „The procession of Joan of Arc“, „A Head“ und andere aus der Zeit, während deren Dauer er noch unter

denk' Einspruch vom 'Wurde' zontes jano. 'Went' die 'kämpferne,' 'Kstuck' 'art' dieses Künstlers dem heißblütigen Zwanzigjährigen auf die Dauer möglich gewesen wäre: wie hätte er je die eminente Farbenwirkung in Schwarz-Weiß, die wir an seinen reifsten Arbeiten bewundern, erreicht? Wenn er sich mit schwülen Sinnen an der üppigen und überüppigen Fülle weiszer, schwellender Frauenkörper heraufschte oder mit aristokratischer Geschmacksverfeinerung nach dem reizvollsten Ausdruck schlanker, jungfräulicher Formen lechzte, brauchte er andere neue Mittel, um seine Eindrücke künstlerisch zu exteriorisieren. Er schuf sich diese Mittel und beschenkte uns mit jenen wundervollen Arbeiten, deren Einfluß auf die Kunst noch gar nicht abzusehen ist.

Thöricht wäre es, Einzelnes beschreiben zu wollen. Sind die Zeichnungen dem Leser bekannt, dann ist es überflüssig; sind sie ihm nicht bekannt, dann halte ich es für unmöglich, durch Beschreibung ein ausreichendes Bild von ihnen zu geben. Wer sich angezogen fühlt, Beardlens Werke näher kennen zu lernen, mache sich zunächst mit dem „Early work“ und den zwei Bänden der „Fifty drawings“ bekannt. Da findet man auch genaue Angaben über seine sämtlichen Arbeiten, unter denen „The yellow book“ und „Le morte Darthur“ hervortragen. Ordentliche Leute können dort auch Geburts- und Todesanzeige und andere wissenswerte Daten nachschlagen.

Professor Otto Edmann.



## Geldbewegung.

Es giebt Zeiten, in denen Geld knapp ist, ohne daß die Börse davon beeinflusst wird. Das ist augenblicklich der Fall: die Kassen der Privatleute leeren sich, die Banken sind aber um so abundanter. Wohin fliehen die Einzahlungen auf sächsische und hessische Renten, auf die jungen Aktien der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft u. s. w.? Zunächst an die Emissionshäuser, und zwar für Staatspapiere gewöhnlich gleich zum vollen Betrage; die Emissionshäuser wollen keinen Tag Zinsen einbüßen und leihen die Summen an der Börse aus, weil das Geld da auf kurze Termine und dabei sicher angelegt werden kann, und so kommt es, daß der Spekulation Nahrung zugeführt wird, während die Bankwelt auf die künftige Gestaltung des Geldmarktes mit verstärkten Besorgnissen sieht. Die zehnfache Zeichnung der neuen Sachsen und die achtfache der neuen Hessen scheinen echter zu sein als ihrer Zeit die Anmeldungen auf Konsols und Reichsanleihe. Allein was nützt die Klassirung der Staatspapiere, wenn dabei die Staatspapiere selbst deklassirt werden? Leider handelt es sich nur um Austauschgeschäfte am Bondmarkt selbst; nicht frische Baarmittel kommen in Umlauf, sondern alte Effekten werden verkauft und mit dem Erlös neue angeschafft. Das ist nicht unbedenklich, da jeder Rückgang der älteren Anleihen stark beunruhigend wirken muß. In München führte kürzlich das Angebot von

51 000 Mark dreieinhalbprozentiger Bayerischer Staats-Eisenbahn-Anleihe, die „bestens“ zu verkaufen waren, zu einem Kurssturz von anderthalb Prozent. Freilich lag da vielleicht nur eine Nachlässigkeit des mit dem bestmöglichen Verkauf betrauten Kommissionshauses vor. Da man sich im Allgemeinen bei Realisirung von Staatspapieren prozentualer Rückgänge kaum versteht, so hätte eine schnelle Anfrage per Telephon oder Telegraph vielleicht die sofortige Aufklärung gebracht, daß die 51 000 Mark des dreieinhalbprozentigen Papierses nun verkauft werden sollten, um vierprozentige Hesses zu zeichnen; und bei anderthalb Prozent Kursverlust hätte der Auftraggeber wohl lieber auf die ganze Transaktion verzichtet. Wo blieben aber die dortigen Banken, deren Interesse am Kurse doch eingzugreifen gebot? Außer der Königlichen Hauptbank, die für etwa vierzig Millionen Mark Wechsel im Portefeuille zu haben pflegt, hat München die Bayerische Notenbank mit etwa zehn Millionen Mark Kapital und Reserven, die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank mit vierundvierzig Millionen, die Bayerische Vereinsbank mit vierundvierzig Millionen, die Süddeutsche Boden-Kreditbank mit sechsundzwanzig Millionen, die Bayerische Handelsbank mit vierundzwanzig Millionen und endlich die von der Breslauer Diskonto-Bank gegründete Bayerische Bank. Und keines von allen diesen Instituten intervenirte. Von der Notenbank war es wohl am Wenigsten zu verlangen, obgleich man ja auch der Reichsbank gelegentlich vorwirft, daß sie nicht als Käuferin für die sinkende Reichsanleihe eintritt. Wo würde schließlich auch das Vertrauen zu unseren Notenbanken bleiben, wenn sie sich auf solche Geschäfte einließen? Sind sie doch nicht, wie die anderen Institute, in der Lage, ruhig zu warten, bis die Kundschaft ihnen die Anlagewerthe wieder abnimmt. Dagegen, daß unsere dreiprozentigen Preußen noch nicht einmal auf 90 stehen, während zweieunddreiviertelprozentige englische Konsols mitten in der Transvaalhege einen Kurs von 108 halten, ist die Reichsbank thatsächlich ohnmächtig. Mit dieser Kalamität muß sich das deutsche Kapital wohl oder übel abfinden und sie kann sich noch steigern, wenn weiter Industriepapiere Enttäuschungen bringen. Wandel kann da höchstens eine starke Vermehrung vierprozentiger Anleihen schaffen. Hesses, das noch vor Monatsfrist nur von einer dreieinhalbprozentigen Rente wissen wollte, und von den Städten Homburg, das für seine Zweimillionen-Anleihe aus dem Jahre 1898 die Konzeßion zu vier anstatt dreieinhalb Prozent erwirkte, haben sich inzwischen bekehrt. Soll unser Publikum seine unsicheren Anlagen rechtzeitig aufgeben, so muß ein einfaches Rechengemmel ergeben, daß die Industriewerthe — das Kurs- und Dividendensisko mitveranschlagt — weniger Zinsen bringen als die festen Anlagen. Damit dieses Rechengemmel aufgeht, ist aber ein höherer Zinstypus als der bisherige erforderlich. Einstweilen steckt immer noch ein drängend großer Theil deutscher Ersparnisse in Industrieanlagen, die durch das Agio zu theuer geworden sind.

Selbst ohne daß tägliches Geld leichter geworden wäre, hätte das Provinzpublikum zwar immer noch Montanpapiere hochgehalten, allein normaler ist es doch, daß auch die eigentliche Spekulation wieder Muth gefaßt hat. Was über Eisen und Kohlen nach außen bringt, nimmt sich blendend genug aus und die hier früher erdörtere Gefahr, daß unsere Industrie über kurz oder lang an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit stehen könnte, wird nach wie vor ignorirt. Ein Beispiel für

viele: Unsere Hochöfen wünschen mit dem Koks syndikat bis zum Jahr 1901 abzuschließen, und zwar die Tonne um drei Mark höher. Gewiß ein Zeichen, daß man die besten Hoffnungen auf das Geschäft der nächsten drei Jahre setzt. Aber warum wirft Niemand die Frage auf, ob der Mehrverbrauch an Koks bei weiter gesteigerter Nachfrage überhaupt völlig befriedigt werden kann? Und doch wäre diese Frage sehr angebracht, denn je mehr Hütten durch den Druck der Verhältnisse zu Eigenerwerb von Zechen getrieben werden, desto größere Quantitäten scheiden aus dem freien Verkehr aus. Ich erinnere an den Ankauf von „Friderica“ und „Prinzregent“ durch „Dannensbaum“. Bisher ist die mächtige Koksproduktion dieser beiden Zechen von dem westfälischen Syndikat vertheilt worden; jetzt, nachdem die „Differdinger Hüttenwerke“ durch das Mittel einer höchst komplizirten Kapitalvermehrung „Dannensbaum“ erworben haben, werden diese Koks von jenem luxemburger Hochöfenwerk verbraucht werden. Luxemburg interessiert uns aber herzlich wenig, seine Zollfreiheit mit dem Reich bereitet dem rheinischen Eisenmarkt eine schwere Konkurrenz und sein Konsum ist zu klein, um unseren Handel für die Beeinträchtigung unserer Industrie zu entschädigen. Zum Glück hat unser Kohlenverkaufsverein gezeigt, daß er den Aufkäufen von Zechen nicht gleichgiltig gegenübersteht. So hat er die Produktion der Zeche „Westphalia“ und der Zeche „Hannibal“ — die übrigens an Krupp übergeht — sequestriren lassen, weil sie vertragsmäßig zum Syndikat gehören und in Folge dessen kein Recht auf die Vortheile der bloßen Hüttenzechen hätten. Man darf gespannt sein, wie dieser Streitfall entschieden werden wird, da das Urtheil ein Präjudiz schaffen soll. Alle Mitglieder des Syndikats haben im Centralbureau zu Essen in blanco indossirte Solawechsel für Konventionfälle hinterlegt. Die Klägerin wird die Frage aufwerfen, wie ihre Ziele weiter erreicht werden können, wenn eine Zeche nach der anderen in den Besitz von Verbrauchern übergeht. Die Beklagten werden einwenden, daß das Syndikat nur zur Sicherung der Kohlenpreise dienen sollte und daß durch den Besitzwechsel nicht so wohl die Höhe der Preise als vielmehr nur die Ausdehnung des Marktes betroffen wird. Unsere Eisen- und Stahl-Industrie hat auch im Mai wieder mehr Hoheisen vom Auslande erhalten und weniger dahin versandt. So lange das Inlandgeschäft in dieser Weise kaum zu Altem kommen kann, ist es unnötig, sich vor einem Eindringen der amerikanischen Werke zu fürchten. Abgesehen davon, daß die Union ihren eigenen Bahnbedarf nicht einmal befriedigen kann, hat jetzt noch dazu Rußland dort für die sibirischen Bahnen je 90 000 Tons Stahlschienen für die nächsten zwei Jahre bestellt. Herr Witte hätte bei uns zwar billiger abschließen können, dann aber länger warten müssen und der Bau wird aus strategischen Gründen beschleunigt, wenn im Haag die Friedensschalmeien auch noch so einschmeichelnd geblasen werden.

Sehr überraschend wirkte die Kapitalvermehrung der Schuckertgesellschaft um vierzehn Millionen, ja, selbst der Aufsichtsrath war überrascht. Der Generaldirektor hat das ihm vorgesehene und durch ihn reich gewordene Stremium freilich längst daran gewöhnt, seine Entschlüsse als *faits accomplis* entgegenzunehmen. Was da von Nürnberg ausging, wurde unter Anderem mit einer Disharmonie zwischen dem Leiter der Schuckertgesellschaft und dem des Trustunternehmens motivirt, aber in Wirklichkeit interessirte man sich nur dafür, neues Geld heranzuziehen.

Pluto.



## Notizbuch.

Das Schreckgespenst, das unter dem gruseligen Namen der Zuchthausvorlage seit fast zwei Jahren durch das deutsche Land spukte, ist nun, um die sonnige Johanniszeit, endlich in die kühle Brust zurückgeschreckt worden, der es, zu seinem und unserem Heil, niemals entschlüpfen durfte. Dem Entwurf, dessen Verkündung Jubelchöre und Zornhymnen empfangen, wurde im Reichstag sogar die sonst übliche Ehre der Bestattung in einer besonderen Kommission versagt: er wurde derb und deutlich von der Schwelle des hohen Hauses gewiesen und nur schüchterne Klagefeuzer eines winzigen Grüppleins Leidtragender schallten ihm nach. Der Vorgang ist nicht so bedeutungslos wie das Scheitern eines anderen Zufallsgesetzes. Mancherlei Lehren sind aus ihm zu ziehen. Die erste und wichtigste: daß Minister von ernstem Verantwortlichkeitsgefühl dem Monarchen nie schußlos vor die Front der Nation treten und gesetzliche Maßregeln verheißen lassen sollten, deren Mißlingen ihn dann, dem jeder Tadel erspart bleiben müßte, einer persönlichen Niederlage auszusetzen scheint. Die zweite, nicht minder eindringlich zur Vorsicht mahnende: daß die eigentlich preußische Politik in allen die innere Ausgestaltung des Reiches berührenden Fragen bei den Bundesstaaten von Jahr zu Jahr stärkeren Widerständen begegnet. Und die dritte, erfreulichste: daß im Kreis der Besitzenden das soziale Verständnis beträchtlich gewachsen und die Gefahr als beseitigt anzusehen ist, der Versuch eines plumpen Eingriffes in den Kampf um das erworbene und das zu erwerbende Recht könne jemals noch zu einem flüchtigen Scheinerfolg führen. Diesen Lehren wird ein Mann von der Intelligenz und Vernünftigkeit des Grafen Posadowsky sich nicht verschließen. Man muß gerecht sein und sagen: Er hat das ihm aufgezwungene Adoptivkind geschickt verteidigt, — mit der Resignation, die dem Skeptiker beim Anblick eines so gebrechlichen Wesens ziemt, und mit den verständigsten Argumenten, die er in der Literatur der Frühperiode der Sozialistenvernichtung fand. Jetzt aber hat sein heller Blick wohl erkannt, daß diesem starren Boden nichts Lebendiges mehr entblüht. Er gehört sicher nicht zu denen, die noch am Grabe die Hoffnung aufpflanzen. Und wenn es ihn schmerzt, daß die Regierung, die er auf wichtigem Posten vertritt, eine schwere Schlappe erlitten hat, so mag sein bürgerlich korrekt empfindendes Herz sich damit trösten, daß auch die Sozialdemokratie ihrer Wünsche Ziel, die Erfüllung des sogenannten oehnhäuser Programmes, nicht erreicht hat und für die nächsten Monate wenigstens nach menschlicher Voraussicht in die eintönige Langlewelle der Alltagsagitation zurücksinken muß.

\* \* \*

Sind die französischen Marxisten von des Schicksals Günst mehr begnadet? Einer der Ihren, Liebknechts Freund Millerand, ist seit dem selben zweiundzwanzigsten Juni, der im Gedächtniß der Deutschen als Todestag der Zuchthausvorlage fortleben sollte, französischer Handelsminister. Er sitzt im Cabinet Waldeck-Roussieu neben dem Bayard à l'oreille fendue, dem fast siebenzigjährigen General Galliffet,

den die Sozialisten aller Länder tausendfach als „Communardenmörder“ verflucht haben, weil er in kritischer Stunde gegen die wüste Roheit alberner Aufrührer die Gewalt des Staates wirksam vertrat. Millerand und Galliffet als Kollegen: vielleicht ist's nur ein Momentbild, das der kommende Tag schon zerstört, das jedenfalls aber an einem weithin sichtbaren Symbol die ganze Ohnmacht der Bourgeoisrepublik, ihre ganze Hilflosigkeit klar erkennen läßt. Vom Säbel, so hieß es immer, droht Marianne Lebensgefahr: nun vertriecht sie sich hinter den Säbel des Helden von Puebla. Gegen die Umsturz männer, so lautete, namentlich unter Molines langer Regierung, die Losung, müssen die Bürger scharen sich sammeln: nun sitzt ein Umsturzmännchen an wichtiger Stelle im Kabinet. Das ist für die Sozialdemokraten ein Triumph, denn es zeigt, deutlicher als das hamburgische Beispiel aus dem Cholerajahr, daß die Bourgeoisie sie in Nothfällen braucht. Ob aber die Erkenntniß, daß selbst Marxens begeisterte Jünger sich unter Umständen mit der bürgerlichen Gesellschaft abzufinden wissen, den Herren auf die Dauer Ruhen bringen wird? Der Pfad in die Decadence ist mit Kompromissen gepflastert, würden die Gelehrten der Vossischen Zeitung vor solchem Schauspiel sagen. Gleichgiltig ist es auch für uns nicht. Manclairs Artikel wird die Leser der „Zukunft“ lehren, daß sich in Frankreich zwischen dem Proletariat und den geistig regsamsten Elementen eine Annäherung vollzieht, die zu ähnlichen Ergebnissen führen kann wie vor hundert Jahren die Annäherung des bis dahin privilegierten Adels an die Vorkämpfer freiheitlich demokratischer Ideale. Eine Etappe auf diesem Wege bedeutet auch Millerands Erhöhung auf einen Ministerstuhl. Soll das Deutsche Reich den traurigen Ruhm der äußersten Rückständigkeit auf sich laden? Und wollen die uns Regierenden als bequeme Verzögerer in der Geschichte fortleben, statt mit den lebendigen, schöpferischen Kräften der Zeit den Dauerbarkeit verbürgenden Bund zu schließen? Eine sozialdemokratische Exzellenz ist bei uns einstweilen noch unmöglich; für besonnene Männer wie Mollenhuth, Frohne, Regien und für manchen anderen Sozialisten wäre in unseren Reichsämtern aber leicht ein Platz zu schaffen, auf dem sie Nützliches leisten und in positiver Arbeit ihre Fähigkeiten verwenden könnten. Unsere Beamtenhierarchie braucht, um vor dem Welken bewahrt zu bleiben, frisches Blut. Und wenn Bismarck Bucher sing und Lassalle sangen wollte, dann sollten die Herren, die den Namen des Großen so gern im Munde führen, auf dem heutigen Punkt der Entwicklung doch nicht ängstlicher sein. Berthelot hat seinen Landsleuten einst das damals dunkel klingende Verheißungswort zugerufen: *Le socialisme sera notre revanche!* Wenn die in Deutschland Herrschenden sich an sozialer Einsicht selbst von französischen Advokaten überflügeln lassen, dann könnte diese Weissagung eines Tages schreckliche Wahrheit werden. . . Für solche Erwägungen scheint es in der deutschen Presse leider keinen Raum zu geben. In den paar Stunden, die das Interesse für Herrn Dreufus ihnen frei läßt, preisen die Redakteure die unsterblichen Verdienste des vom Kaiser mit dem Grafentitel geschmückten Herrn von Bülow oder wettern gegen Herrn von Riquel, der plötzlich aller Uebel übler Vater sein soll, weil er zu glauben scheint, daß Preußens Zukunft nicht nur von dem Bau des Elbe-Rhein Kanals abhängt. Wann wird der Presseklub der Harmlosen vor die Schranken geladen werden?